H. g. hum. 99 m

Die Aufgaben

der

Kulturgeschichte.

Von

Eberhard Gothein.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1889.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Aufstrebende Wissenschaften bedürfen und begehren keine ängstliche Abgrenzung ihres Arbeitsgebietes. Ihre Kraft beruht eben darauf, daß sie die engste Beziehung zu allen benachbarten Wissenschaften bewahren, daß sie die in jenen beschäftigten Forscher zur Mitarbeit aufrufen; ihr Wert besteht darin, daß sie den einzelnen Bestrebungen, die von diesen gepflegt werden, eine neue allgemeine Bedeutung verleihen; ihre Aufgabe ist es, althergebrachte Abgrenzungen zu zerstören und durch bessere Kombinationen an die ursprüngliche Zusammengehörigkeit und Einheit aller Wissenschaften zu erinnern.

In solchem Sinne hat im vorigen Jahrhundert die Philosophie, in dem unseren die Geschichte den bestimmenden Einfluß auf die Gesamtheit der Geisteswissenschaften ausgeübt. Hier handelt es sich nicht bloß darum, daß eine führende Wissenschaft den andern ihre Methode mitteilt, die formalen Bedingungen der Wahrheitserforschung und der Darstellung für ganze Generationen feststellt; viel mehr wird von ihr geleistet: Sie sucht die Grundwahrheiten, die Prinzipien der Erkenntnis zu ermitteln; in ihrem allseitigen Ausbau erkennen die Träger der Einzelwissenschaften ihr gemeinsames höchstes Ziel. Die Einheit der Methode ist nur die Folge dieses inneren, sachlichen Zusammenhanges.

In diese Stellung hat die Philosophie die Geschichte selber eingesetzt; sie hat sich, sozusagen, zu ihren Gunsten depossediert. Seit Hegel hatte sie die Ergründung der Entwicklung des menschlichen Geistes als eines ihrer höchsten Ziele anerkannt; aber sie hatte noch versucht, auf metaphysischem Wege diese Entwicklungsgesetze zu entdecken. Sie mußte nach und nach auf dieses Unternehmen verzichten. Heute begnügt sich das bedeutendste philosophische Werk der Gegenwart, W. Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" damit: Die übereinstimmenden erkenntnistheoretischen Grundlagen der Geisteswissenschaften aufzusuchen, die hiervon ausgehenden Methoden zu erforschen und zu vergleichen, und im übrigen giebt es selber Kulturgeschichte: Es verfolgt den thatsächlichen Entwicklungsgang der wissenschaftlichen Selbstbesinnung; es stellt den einzigen gesetzmäßigen Zusammenhang dar, der sich deutlich erkennen läßt: die Notwendigkeit, mit der sich eine Aufgabe, ein Problem aus dem andern ergiebt. In solcher Gestalt ebnet heute die Philosophie der Geschichte die Wege; sie schreibt ihr nicht mehr die Resultate vor.

Will die Geschichte im gegenwärtigen Entwicklungsstadium des menschlichen Geistes diesen Platz einnehmen, dann kann sie nur Kulturgeschichte sein. Dann muß es ihr Ziel sein, den Inhalt und die Formen menschlicher Gesittung allmählich vor unsern Augen entstehen zu lassen. Eine ausschließlich politische Geschichtschreibung, die nur die Gestaltung des Staatslebens behandelt, kann dieser Aufgabe nicht gerecht werden. Religion, Wissenschaft und Kunst spielen sich zwar ab innerhalb des Rahmens der Gesellschaftsordnung; ihr Gedeihen wird durch deren Zustand gehemmt oder ge-

fördert; wer aber möchte behaupten, daß sie aus dem Staatsleben ihren hauptsächlichen Inhalt nähmen?

Politische Geschichte bleibt in ihrer Notwendigkeit und ihrem Wert bestehen; aber die allgemeine, die Kulturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne. Auch im Staatsleben sieht sie nur einen Teil menschlicher Gesittung, den wichtigsten vielleicht — wer mag das so genau nehmen, wo alle gleich unentbehrlich sind! — aber doch immer nur einen Teil, der in Beziehung zu allen andern, wie alle andern in Beziehung zu ihm zu betrachten ist. Und so weit entfernt ist sie, den Wert der übrigen Kulturgebiete danach zu messen, was sie dem Staate leisten, daß sie eher geneigt ist, die Bedeutung der einzelnen Völker nach dem Gewinne abzuschätzen, den sie für die Gesamtentwicklung der Menschheit in Religion, Wissenschaft, Kunst, Recht und Wirtschaft erarbeitet haben.

Gegen eine solche Auffassung der Geschichte erhebt sich natürlich mancherlei Widerspruch, zumal von Seiten der politischen Historiker. Es ist ja immer eine üble Sache, Ansprüche zu erheben, bevor dieselben durch aufweisbare Leistungen völlig begründet sind; und diejenigen Werke, welche den hohen Anforderungen, die die Kulturgeschichte an sich selbst stellen muß, ganz entsprechen, sind rasch aufgezählt. Ihre Anzahl tritt hinter die stolze Reihe derer, die seit Jahrhunderten die politische Geschichtschreibung hervorgebracht hat, weit zurück; und das Leiden, daß allerhand Unberufene für ihren Trödel durch das gute Wort Kulturgeschichte ein günstiges Vorurteil erwecken wollen, müssen wir in Geduld noch dazu ertragen.

Daraus aber zu folgern, daß eine Kulturgeschichte, die nicht in erster Linie ihren Blick auf das Verhältnis des Menschen zum Staate richte, unmöglich und unvernünftig sei, daß es auf irrigen oder unklaren Voraussetzungen oder geradezu auf Unkenntnis des Standes der historischen Arbeit beruht, wenn man glaubt, unter der Losung „Kulturgeschichte" neue Forderungen von Belang an die Wissenschaft stellen zu können — das ist mindestens eine vorschnelle Folgerung.

Diese Ansicht zu erweisen, die Alleinherrschaft der politischen Geschichtschreibung, die doch immerhin ins Wanken geraten zu sein scheint, von neuem zu stützen, hat Dietrich Schäfer in seiner Broschüre „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" unternommen. Er sucht in ihr den historischen Nachweis zu führen, daß die Geschichtsschreibung ihre Lebenskraft immer aus der Berührung mit der Politik empfangen hat; er folgert daraus, daß die Darstellung der politischen Entwicklung ihre eigentliche Aufgabe sei, von der sie sich nie ohne Schaden entfernen könne. Er findet, daß die politische Geschichte alle berechtigten Forderungen erfüllt, wenn sie die Wechselwirkung beobachtet, die zwischen der staatlichen Ordnung und fast allen Äußerungen menschlichen Geisteslebens besteht, aber er erklärt sich entschieden dagegen, daß der Historiker diese Gebiete geschichtlicher Erforschung selber anbaue. Wenn er dies gelegentlich thut, wandelt er ihm zufolge auf Seitenwegen, ist überhaupt nicht der Mann, von dem hier größere Leistungen erwartet werden können; denn ihm gebührt, Staat und Volk im Auge zu behalten.

D. Schäfer sieht in dem Schematismus der Universitäten, wie er aus praktischen Gründen, aus Lehrzwecken, entstanden ist, die notwendige Gliederung der Wissenschaft selber: Jedem

Fache gehört auch die Erforschung der Vergangenheit innerhalb seines Kreises zu; um Fragen dieser gesonderten Wissenschaften zu beantworten, nicht um die allgemeine Geschichte zu fördern, werden in ihnen historische Untersuchungen angestellt. Wenn jede von ihnen ihren Anteil in Anspruch nimmt, dann bleiben der vermeintlichen Kulturgeschichte nach dem Verluste des entlehnten Putzes nur ihre eigenen dürftigen Federn: die Betrachtung der äußeren Formen und Hilfsmittel des alltäglichen Lebens. — Man möchte fast glauben, der Sinn dieser Teilung zwischen politischer und Kulturgeschichte sei: Ihr das Kehrichtfaß und die Rumpelkammer, uns die Haupt- und Staatsaktionen.

Aus dem Streit entsteht die Wahrheit, und jede wissenschaftliche Fehde, die redlich ausgefochten wird, ist gut. Damit sie aber Frucht trage, muß wirklich Prinzip gegen Prinzip stehen, nicht aber ein richtig und groß erfaßtes Prinzip gegen ein Scheingebilde, das man sich selber als vorgeblichen Gegner zurechtmacht. In diesen schweren taktischen Fehler, den Feind zu suchen, wo er nicht ist, scheint mir D. Schäfer verfallen zu sein. Wollte er die Berechtigung einer selbständigen Kulturgeschichte bekämpfen, so mußte man erwarten, daß er an Jakob Burckhardts und Gustav Freytags Werken seine Argumente erprobe; dann mochte man wünschen, daß er die Sätze W. Diltheys widerlege, und zum mindesten sollte man glauben, da er oft auf die Begünstigung der Kulturgeschichte durch das Publikum zurückkommt, er werde auf die Gründe eingehen, welche einst Schlosser und denen, die von ihm ausgegangen, ihren großen Einfluß verschafft haben.

Nichts von alledem ist der Fall. D. Schäfer betrachtet und bekämpft als gegenwärtige Kulturgeschichte nur jene

traurigen Reste, die er ihr in Zukunft übrig lassen will. Als ihre typische Gestaltung führt er ein Werk an, in dem ein ganzer Band der Geschichte des skandinavischen Hauses gewidmet ist. Er stempelt also zunächst einen zwar nicht unnötigen, aber untergeordneten Zweig der Kulturgeschichte ausschließlich mit ihrem Namen, bekämpft dann seine übertriebene Wertschätzung und schließt hieraus, daß die politische Geschichte Alleinberechtigung genieße.

Dieser augenscheinlichen Unterschätzung gegenüber, die ein so bedeutender politischer Historiker mit vielen seiner Berufsgenossen, vielleicht noch mit ihrer Mehrzahl teilt, kann es meine Aufgabe nur sein, die Berechtigung der Kulturgeschichte nach zwei Seiten hin nachzuweisen: Einmal, es bedarf die politische Geschichtschreibung zur Lösung ihrer Aufgaben neben sich eine selbständige Kulturgeschichte. Sodann: die Wissenschaften, welche die Geschichte einzelner Kultursysteme — Religion, Staat, Kunst, Recht, Wirtschaft — behandeln, setzen eine höhere Einheit voraus, in der sie sich zusammenfinden; sie sind die Glieder eines Organismus, der konkrete Wirklichkeit besitzt und Kulturgeschichte genannt wird. Dabei wird sich von selbst ergeben: Die Entstehung dieser Kulturgeschichte in ihrer jetzigen Bedeutsamkeit ist eine notwendige Folge des Entwicklungsganges des modernen Geistes überhaupt.

Über das Ziel der politischen Historie herrscht kein Zweifel. Es kann mehr oder minder tief aufgefaßt, niemals aber verschoben werden. Ihre Aufgabe ist es: Reihenfolge und Verknüpfung der Ereignisse des Staatslebens darzustellen. Diese Verknüpfung ist zunächst die des äußeren Ge-

schehens. Die lebendige Anschauung des Vorganges sich selber zu verschaffen und dem Leser mitzuteilen, mit einem Worte das künstlerische Moment, das die Geschichtschreibung vor allen andern Wissenschaften auszeichnet, bleibt für den Historiker das Erste und Letzte. Das Erste, weil er nur hierdurch seinen Stoff sich und andern vor die Seele bringen kann, das Letzte, weil die Befähigung zur einfachen vollendeten Schilderung weit schwerer erworben wird als die der scharfsinnigen Kritik und der geistreichen Reflexion.

Um deswillen galt Leopold Ranke in seinem Jugendwerk, das doch auch bereits durch eine Fülle kühner, bahnbrechender Gedanken ausgezeichnet war, die Anschaulichkeit, in der Darstellung und Sache sich decken, so sehr als Hauptsache, daß er neben ihr alles andere Gott befohlen sein lassen wollte.

Aber die Geschichtschreibung begehrt alsbald noch eine andere Verknüpfung: neben der in der Anschauung gegebenen, die, welche der Verstand herstellt, welcher nach Ursache und Wirkung fragt. Als die nächstliegende, unbedingt nötige Aufgabe hat sich hier von jeher die psychologische Motivierung herausgestellt. Menschliche Handlungen hat die Geschichte darzustellen, also muß sie vor allem zum Verständnis der handelnden Menschen führen. Was auch sonst in ihr wirksam sei, alles wirkt doch nur, indem es als Beweggrund der handelnden Personen erscheint. Keine Geschichte, mag sie sich politische, mag sie sich kulturelle nennen, kann je daran denken, die lebendig wirkende Individualität aus der Reihe der Ursachen historischer Entwicklung auszuschalten, und abstrakte Prinzipien oder die Wucht materieller Zustände an ihre Stelle zu setzen.

Es ist freilich der beliebteste Vorwurf gegen die Kulturgeschichte, daß sie den Einfluß der bedeutenden Individualitäten unterschätze, ja sogar aufhebe — auch D. Schäfer wiederholt ihn — aber er ist zugleich der ungerechteste. Wir werden sehen, daß gerade sie die Möglichkeit erst recht gewährt, in das innere Wesen bedeutender Männer einzudringen und ihnen ihren richtigen Platz anzuweisen.

Wo jedoch die psychologische Erklärungsweise allein herrscht, wie in der gesamten, unter diesem Gesichtspunkt unübertrefflichen französischen Geschichtschreibung von Commines an bis auf Voltaire und Montesquieu, da wird sie fast mit Notwendigkeit zur virtuosen Darstellung eines verwickelten Intriguenspiels. Sie unterscheidet sich alsdann durch nichts mehr vom Roman, als daß sie für ihre Erzählung Glaubwürdigkeit beansprucht. Sie erscheint darum auch mit besonderer Vorliebe in der Form der Memoiren, wo uns der enge wechselseitige Verkehr e i n e r Persönlichkeit mit andern unmittelbar vors Auge tritt.

Die vollkommene politische Geschichte kann sich auch mit dieser Form der Darstellung nicht begnügen. Sie richtet ihr Augenmerk von den wechselnden Persönlichkeiten auf die bleibenden Momente der Entwicklung, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben; sie forscht in den Handlungen, die durch Nebenumstände bedingt und beschränkt sind, nach den dauernden Aufgaben, die gebieterisch ihre Lösung verlangen. Erst bei einer solchen Auffassung gewinnt die Geschichtschreibung ihre rechte Bedeutung. Bisher verstand sie nur, vergangene Zeiten mit dem Leben der Gegenwart zu beseelen; jetzt erst vermag sie verschiedene Zeiträume unter-

einander in Beziehung zu bringen und das Hervorgehen der späteren aus den früheren zu erklären.

Wenn sie aber dieses Ziel erreichen will, dann darf sie auch keines der beharrenden Momente und keine jener Aufgaben außer acht lassen, die durch staatliche Thätigkeit verwirklicht werden. Der politischen Geschichte ist ein viel zu enger Raum angewiesen, wenn man wie D. Schäfer sagt: „Wer die Entwickelung eines Staates verstehen will, hat Werden, Wachsen, Bestehen seiner Macht zu erforschen. Die Machtmittel des Staates aber sind vor allen Dingen politischer und militärischer Natur; daher das Überwiegen dieser Fragen in der historischen Arbeit.“ Aus der Machtentfaltung, d. h. der Fähigkeit eines Staates, seine Kräfte zu konzentrieren und nach außen zu verwenden, kann man unmöglich sein Wesen am besten erkennen, weil sie gar nicht der Staatszweck sein darf, sondern nur die Vorbedingung seiner fruchtbaren Thätigkeit. Wo sie als Zweck überwiegt, ist es eben auch das sicherste Zeichen, daß dieser Staat auf Abwege gerät.

Neben diesen überwiegenden Fragen erscheinen dem Wortführer der politischen Historiker die Untersuchungen der gesonderten geschichtlichen Wissenschaften nur als Stützen und Hilfsmittel. Er will sich auf ihre Arbeitsweise nicht einlassen; er will nur ihre Resultate zur Dekoration des soliden Baues, den die politische Geschichte aufgeführt hat, ausnutzen. Allerdings darf er das ja nur, wenn er bloß nebensächliche Aufgaben in ihnen erblickt, aus denen für das wahre Verständnis des Staates wenig zu schöpfen ist. Denn der Historiker, für dessen Forschung oberstes Gesetz ist, niemals eine abgeleitete Quelle zu benützen, wo ihm eine ursprüngliche zu Gebote steht, wird sich doch nicht begnügen,

bei wirklich wichtigen Teilen seiner Darstellung eine bloße Kompilation zu geben?

Ist er aber der Ansicht, daß das Leben des Staates wie des einzelnen Menschen gerade in seiner fruchtbaren Thätigkeit beschlossen ist, was bleibt ihm dann beim heutigen Stande der politischen Geschichte anders übrig, als überall mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Forschen auf den Gebieten der Religions-, der Wirtschafts-, der Rechts-, der Litterar- und Kunstgeschichte vorzugehen?

Es ist in der That der Ruhm unserer politischen Geschichtschreibung in ihren bedeutendsten Vertretern, daß sie diese Verpflichtung sehr ernst genommen hat. Die Geschichte der Finanzen verdankt niemandem so viel als Ranke, der sie recht eigentlich zugleich mit Böckh zuerst in die engste Beziehung zu Volkswirtschaft und Staatsverfassung gebracht hat. In der Rechtsgeschichte des Mittelalters ist gar nicht zu scheiden, was Historikern und was Juristen verdankt wird: man mag wohl die Streitfrage aufwerfen, ob der Historiker Waitz mehr Jurist oder der Jurist Arnold mehr Historiker gewesen sei; und noch hat niemand sagen können, wo hier das Privatrecht aufhört und das Staatsrecht anfängt. Ebenso ist es mit der Kirchengeschichte bewandt, die den Historikern fast ihr Bestes verdankt; ebenso mit der Litteraturgeschichte, die der politische Historiker schon deshalb bis in ihre zartesten Nuancen kennen muß, um sich im Charakter seiner Quellen nicht zu täuschen und um die mächtige Triebkraft der öffentlichen Meinung schätzen zu können. Sogar die Kunst, wo sie, wenn nicht Hauptzweck, so doch mächtigste Manifestation des Staatswillens gewesen ist, wird der politische Historiker um dieser Beziehung willen selber gründlich erforschen müssen.

Statt aller andern Beispiele diene ein einziges: Dietrich Schäfer der Historiker selber ist zum Glück weit vielseitiger als Dietrich Schäfer der Theoretiker. Er hat zuerst das Entstehen der Hanse aus ihren volkswirtschaftlichen, wie aus ihren politischen Bedingungen richtig erklärt, und seine „Vitte auf Schonen" bin ich geneigt, geradezu für ein Musterstück ökonomisch-historischer Untersuchungen zu erklären. Wie er dort mit dem Spürsinn eines Archäologen das alte Aussehen und den Grundplan des schmutzigen Barackenlagers der Hanseaten rekonstruiert, hat er am besten gezeigt, „daß unter Umständen auch das Kleinste für die Geschichte in Betracht kommen kann". Wenn er alle wirtschaftlichen und sozialen Vorgänge beim Heringsfang und Heringshandel mit sicherer Hand kennzeichnet, so freue ich mich als Nationalökonom ihm versichern zu können, „daß er weder auf Seitenwegen gegangen, noch überhaupt der Mann gewesen, von dem man hier größere Leistungen nicht erwarten konnte".

So ergiebt sich uns zunächst: Die politische Geschichte bedarf die Erweiterung durch exakte kulturgeschichtliche Arbeit gerade dann, wenn sie ihr Ziel, den Kausalzusammenhang des Staatslebens darzustellen, in seiner vollen Größe erfaßt.

Mit diesem Satze scheinen wir uns zunächst von unserer eigentlichen Behauptung zu entfernen, daß die politische eine selbständige kulturelle Geschichte neben sich erfordert. Aber es scheint auch nur so. Denn die politische Geschichtschreibung ist gebunden an die Erzählung von Ereignissen; sie führt uns ein in das Zusammenwirken der Kräfte; sie läßt aus ihnen sich die Thatsachen entfalten: Ihre Methode ist daher

ganz und gar synthetisch. Die Kulturgeschichte dagegen sucht in erster Linie die wirkenden Kräfte in ihrer Wesenheit auf; sie wünscht dieselben in ihrer Tragweite zu erkennen; sie scheidet das Bleibende vom Veränderlichen. Auch ihr ist die erzählende Darstellung nicht fremd, aber in den meisten Fällen ist ihre Methode analytisch. Deshalb ist es für die politische Geschichte selber die wünschenswerteste Ergänzung, eine solche Kulturgeschichte sich zur Seite zu wissen.

Es mag befremdlich erscheinen, gerade Ranke an der Spitze derer zu finden, die diese Methode ausgebildet haben. Und doch ist seine „Osmanische nnd spanische Monarchie" unzweifelhaft ein Werk der Kulturgeschichte. In diesem Meisterstück historischer Analysis spielt die Erzählung von Ereignissen eine ganz untergeordnete Rolle; aber jedes einzelne Moment, das in dieser verhängnisvollen Entwicklung von Bedeutung geworden ist, wird für sich behandelt, und eines der größten Probleme bildet den Gegenstand: Wie entwickelt sich folgerecht aus denselben Elementen erst die Größe, dann der Niedergang eines Volkes?

Hierbei stehen allerdings die politischen Zustände im Vordergrund; aber nicht, weil dies notwendig immer so sein müsse, sondern weil sich in diesem besonderen Falle das rasche Emporschießen wie das frühzeitige Kränkeln der beiden Nationen durch die Aufsaugung aller Kräfte im ausschließlichen Interesse der staatlichen Machtentfaltung erklärt.

Dieselbe Methode auf andere Völker angewendet, würde immer das jeweils ausschlaggebende Entwicklungsmoment an diese Stelle rücken müssen. Wer verlangen wollte, daß in einer entsprechenden Untersuchung des italienischen Volkes oder des deutschen im 16. und 18. Jahrhundert alles

um das Staatsleben gruppiert werden müsse, würde die natürliche Reihenfolge auf den Kopf stellen.

Durch diese Methode gewinnt die Kulturgeschichte eine viel größere Freiheit in der Wahl ihrer Stoffe als die politische. Jene ist nur auf bedeutende Gegenstände, auf ausgedehnte Entwicklungsreihen als das Feld ihrer Darstellung angewiesen; denn das thatsächliche Ereignis ist ihr Stoff. Es kann viele Kunst auf die Ausmalung kleiner Begebenheiten verwendet werden; aber diese artige Genremalerei bleibt doch nur eine Abart des großen Historienstiles. Das Gefühl für die Bedeutsamkeit der Ereignisse in den Völkerschicksalen ist der Lebensnerv der politischen Geschichte. Jeder politische Historiker muß ein Stück vom tragischen Dichter in sich haben, und darum kommt er so oft in Versuchung, auf die vermeintliche Kleinmeisterei der Kulturgeschichte abschätzig herabzusehen.

Denn dieser ist das Geringste gleich dem Größten wert, sofern nur an ihm dasjenige historische Moment, welches gerade der Untersuchung unterworfen wird, recht klar hervortritt. Das Ereignis als solches gilt ihr nichts, die Kraft, die Idee, die sich in ihm ausspricht, alles.

Diese experimentelle Methode ist das auszeichnende Besitzstück der Kulturgeschichte. Vermöge derselben tritt sie zur politischen Geschichte in dasselbe Verhältnis, in dem Chemie und Physik zur Naturbeschreibung stehen. Donner und Blitz sind gewiß die großartigsten äußeren Erscheinungen der Elektrizität. Um das Wesen dieser Naturkraft zu studieren, hält sich der Forscher aber nicht an diese ihre mächtigen Kundgebungen, sondern der schwächste Funke ist ihm lieber; denn er kann ihn isolieren, alle störenden Nebenerscheinungen fernhalten und ihn allein in seiner Wirksamkeit beobachten. Ich

weiß wohl, daß die isolierte Beobachtung noch nicht das ganze Wesen des Experimentes ausmacht; aber sie ist ihm doch so unentbehrlich, daß wir die verwandte Betrachtungsweise in den Geisteswissenschaften mit demselben Namen bezeichnen dürfen.

Vorzugsweise die Künstler unter den Kulturhistorikern haben sich durch solche Untersuchung der Vergangenheit angezogen gefühlt. Gehört doch vor allem künstlerische Begabung dazu, um im scheinbar bedeutungslosen Einzelleben zu erkennen, wie es durch Weltschicksale oder durch große geistige Strömungen geformt ist, und um Extravaganzen noch mit liebevollem Verständnis als folgerichtige Ausbildung berechtigter Zeitrichtungen zu erfassen.

Uns das zum vollen Verständnis gebracht zu haben, ist vor allem Gustav Freytags Verdienst. Nie ist ein Historiker dem großen Geheimnis des Zusammenhangs des Einzellebens mit dem Völkerleben näher gekommen als er; aber von keinem ist auch schöner gezeigt worden, wie die überragende Individualität, indem sie im Grunde ihrer Zeit wurzelt, sich über ihn erhebt. Seine Skizzen Luthers und Friedrichs stehen inmitten der übrigen „Bilder" wie ragende Eichen im Unterholz, das doch mit ihnen von gleicher Art ist.

An diesem Werke, das nichts als eine locker aufgereihte Sammlung von Aufsätzen sein will, aber unsere durchgeführteste Kulturgeschichte ist, läßt sich recht deutlich erkennen, was die politische Geschichte der Kulturgeschichte verdankt; denn für das Verständnis unserer nationalen Entwicklung hat es unterschiedslos in allen Ständen wie kein anderes gewirkt, und gerade deshalb am meisten, weil es den Staat nicht um seiner selbst willen, sondern als bedeutsames Kulturmoment behandelte.

In dieser Weise haben viele andere bedeutende Talente gearbeitet und Treffliches geleistet. Der Hauptteil des Wertes, den David Strauß's künstlerisch gerundete Biographieen besitzen, besteht in ähnlichen Vorzügen. Hier liegt das Verdienst Sainte-Beuves, des feinen psychologischen Zeichners, der immer das Beste da leistet, wo er in ziemlich durchschnittlichen Menschen den Zeittypus schildern kann. So hat, um nur noch einen zu nennen, Riehl in seinen Kulturstudien aus verhältnismäßig gleichgültigen Objekten anmutige Zeitgemälde geformt, wie denn z. B. die Verbindung des geographischen Wissenstriebes mit der optimistischen Sentimentalität und der kleinbürgerlichen Gesinnung im vorigen Jahrhundert nie besser geschildert worden ist als in seinem Aufsatz über den Homannschen Atlas.

Die Berechtigung der Kulturgeschichte zu einer solchen Forschungsweise ist hin und wieder bestritten worden. Hermann Baumgarten hat gemeint: die Kulturgeschichte sei schon um deswillen unmöglich, weil sie aus unzähligen Einzelheiten bestehe, die sich nicht in einem Bilde zusammenfassen lassen, — ein Vorwurf, der in seinem Munde etwas seltsam klingt, da er kurz zuvor erklärt hat: nach neuen Quellen für seine politische Geschichte Karls V. habe er nicht gesucht; denn man müsse auch einmal mit der immer weitergehenden Detaillierung innehalten. Man sieht: Die Gegner der Kulturgeschichte sind nur in ihrer Abneigung, nicht in ihren Gründen einig. Nach Schäfer wird sie aus Mangel an Nahrung bald verscheiden, nach Baumgarten muß sie im Überfluß derselben ersticken.

Dieses Bedenken hebt sich leicht. Das Kulturleben eines Volkes besteht eben darin, daß bestimmte Vorgänge sich

allgemein oder sehr häufig wiederholen: Die Kulturgeschichte hat es zum großen Teil mit Massenerscheinungen zu thun. Diese Gleichartigkeit bringt es mit sich, daß, wenn ein Typus untersucht ist, dieser eine für alle gilt.

Als Schmoller die erste kritische, alle Momente erfassende Darstellung des deutschen Zunftwesens schrieb, wählte er als Gegenstand ein einzelnes Handwerk in einer Stadt, wo es nicht einmal zu besonders großartiger Entwicklung gekommen war, die Tucherzunft von Straßburg. Die Beobachtungen, die er an diesem Typus angestellt, hielt er dann zusammen mit den Beispielen andrer Orte, um Analogieen und Verschiedenheiten zu bestimmen, und niemand kann zweifeln, daß er damit allen Anforderungen genügt hat.

Bei anderen Massenerscheinungen ist eine größere Berücksichtigung der Nuancen nötig, und zwar umsomehr, jemehr es sich um psychologisch verfeinerte Vorgänge handelt: beim Recht mehr als bei der Wirtschaft, bei der Religion und den ästhetischen Geschmacksrichtungen mehr als beim Recht. Überall aber werden jene als experimentell bezeichneten Untersuchungen ihre Stelle finden; nur ihre beweisende Kraft wird in den einzelnen Fällen nicht gleich zwingend sein.

Als die letzte Konsequenz dieser Methode kann man es bezeichnen, wenn der Kulturhistoriker wirkliche Experimente, die bewußt als solche angestellt worden sind, zur Analyse benützt. Es findet sich oft genug der Fall, daß eine einzelne bedeutende Persönlichkeit, daß auch ganze Bevölkerungsgruppen den Versuch gemacht haben, Ideen, denen sie eine allgemeine Tragweite beimaßen, und von denen sie ganz erfüllt waren, unter selbstgewählten Kombinationen rücksichtslos an einer Stelle ins Leben zu rufen, in der festen

Hoffnung, daß der entwicklungsfähige Keim zum Baum gedeihen müsse, daß die Isolierung statt zurückzuschrecken, die Nacheiferung vielmehr anziehe.

Durch die ganze Weltgeschichte sind solche Experimente zerstreut. Naturgemäß finden sie sich bei Kolonisationen am häufigsten, und vor allem in ihrer Untersuchung besteht der hervorragende Wert der Kolonialgeschichte. Oft sind hier sogar die gewagtesten Versuche geglückt, gehören doch die Neuenglandstaaten und Pennsylvanien in ihre Reihe. Ob sie aber gelingen oder scheitern, ob sie sich kräftig entwickeln oder verkümmern, immer sind sie vom höchsten Wert für das Verständnis der Ideen, denen sie ihren Ursprung verdanken, für die Energie, mit der dieselben auftreten, für die Tragweite, die ihnen innewohnt.

Das ist ihre kulturgeschichtliche Wichtigkeit, während ihre politische sich nur nach ihren Erfolgen richtet. Wie wenig bedeutet Island im Zusammenhange der Staatengeschichte des Nordens, aber wie unerschöpflichen Stoff bietet dieses erste große isolierte Experiment der germanischen Kolonisation der kulturgeschichtlichen Betrachtung. In seiner Vereinsamung ist dies Land und Volk das Probestück, wie sich ihren eigenen Triebfedern überlassen die ursprünglichen Kulturelemente des germanischen Wesens konsequent in geschlossenem Zusammenhange auszubilden vermochten.

Diese analytische Methode hat überall neben der synthetisch-politischen Geschichte ihre Berechtigung; für viele Zeiträume der Menschheitsentwicklung hat aber auch die erzählende Kulturgeschichte einen so entschiedenen Vorrang, daß sie überhaupt einer politischen Geschichte neben sich nur noch wenig

Raum läßt. Überall wird dies der Fall sein, wo die vornehmste Aufgabe einer Epoche nicht auf dem Gebiete des Staatslebens liegt, wo vielmehr dieses selber bestimmt und beherrscht wird durch Beweggründe, die ihm von anderen Kulturgebieten kommen.

Die politische Geschichte des sinkenden Altertums ist zwar unzweifelhaft ein würdiger Gegenstand der Betrachtung. Ein Aufgebot ringender Kräfte, alle Erscheinungen eines sich langsam zersetzenden festen Staatsgefüges stellt sie uns dar; aber im Mittelpunkt der Weltgeschichte jener Zeiten steht sie nicht. So gewaltsam dieser Staat auch verfährt, ist er doch in die Defensive gerückt gegenüber der stillen Macht neuer Kulturelemente, die ihm feindlich sind. Deshalb that Jakob Burckhardt im Zeitalter Konstantins Recht daran, daß er seine in sich vollendete Darstellung des Zerfalles und des nach neuem Grundriß erfolgten Aufbaues des Staatswesens doch nur als Rahmen benützte, als Hauptsache aber die innerliche Umwandlung des Heidentums zum Christentum behandelte. So hat er diese merkwürdigste aller kulturgeschichtlichen Thatsachen, die früheren Jahrhunderten als transscendentes Wunder, dem politischen Historiker Gibbon als Ergebnis vieler kleiner äußeren Umstände erschienen war, als notwendige Entwicklung vor unsre Augen geführt. Die weltgeschichtliche Bedeutung jener Zeit liegt in der Verrückung des Schwerpunktes der Weltauffassung und in den Folgen, die dies für die Gestaltung des Lebens haben mußte.

Die deutschen Theologen, die uns diese Entwicklung auf der Seite des Christentumes ebenso verstehen lehrten wie Burckhardt auf der des Heidentums, geben gleichfalls nicht

bloß Stützen für die Geschichte jener Zeit; sie bearbeiten vielmehr ihre wichtigste Seite.

Dieselbe führende Stellung nimmt die Kulturgeschichte ein für das Zeitalter der Kreuzzüge und der vollen Ausbildung der päpstlichen Gewalt; denn auch damals handelte es sich um große religiöse Bewegungen, die sich des Staates und überhaupt aller äußeren Machtmittel bemächtigen wollten, nachdem sie bereits das ganze innerliche Kulturleben durchdrungen und nach ihrer Eigenart umgewandelt hatten. Für die Epoche der Kreuzzüge hat also einfach die politische Geschichte in den Dienst der Kulturgeschichte zu treten. Auch trägt bereits die wissenschaftliche Bewegung auf diesem Gebiete die unverkennbaren Spuren eines Einlenkens in die bezeichnete Richtung.

Könnte sich der Historiker zu der Epoche der Renaissance und Reformation anders stellen? Ihr Inhalt ist doch wesentlich die Auseinandersetzung mit der alten Weltanschauung und teilweise die Vernichtung derselben. Das Verhältnis des Menschen zum Staate hat dabei keineswegs im Vordergrund gestanden. Freilich bildet sich damals auch das moderne politische Staatensystem aus, und deshalb behält eine Geschichtsschreibung, die vorwiegend dieses ins Auge faßt, ihr gutes Recht. Aber je länger je mehr gerät auch das Staatsleben unter die Herrschaft religiöser Tendenzen, bis nach den großen Krisen, die infolgedessen alle europäischen Kulturvölker durchzumachen hatten, sich das Verhältnis umkehrt. Der Sprachgebrauch selber hat längst für den Vorrang der Kulturgeschichte in jenen Jahrhunderten entschieden. Nicht nach Persönlichkeiten oder politischen Ereignissen, sondern aus-

schließlich nach Kultur-Thatsachen benennt er ihre Epochen: Zeitalter der Entdeckungen, der Renaissance, der Reformation, der Gegenreformation.

Die Entstehung des modernen Geisteslebens, seine Äußerungen auf allen Gebieten des Handelns und Denkens, das ist der einzig mögliche Inhalt, den man der Geschichte Italiens in der Renaissancezeit abgewinnen kann. Ich sollte meinen, er wäre nicht ganz geringfügig, mag auch die Geschichte der politischen Ereignisse ein unerquickliches Wirrsal sein. Die Betrachtung des italienischen Staatslebens zeigt dabei zwei fruchtbare Seiten: Im Zerfall überkommener Ordnung erkennen wir die Vorbedingung der „Befreiung des Individuums", in dem Ausbau des „Staates als Kunstwerk" sehen wir eine der bedeutendsten Äußerungen des voraussetzungslosen theoretischen Nachsinnens. So hat es wiederum Jakob Burckhardt behandelt, und durch die That gezeigt, daß für solche Zeiten einzig und allein der Kulturhistoriker imstande ist, in das Chaos der Politik Licht zu bringen.

Burckhardt durfte bei der Betrachtung der italienischen Renaissance selbst die bedeutendsten Einzelleistungen einordnen unter Kategorieen, die nach den herrschenden Geistesrichtungen gegliedert sind; denn keine der handelnden Personen nimmt eine solche Herrscherstellung ein, daß die Gesamtentwicklung durch ihre individuellen Eigenschaften wesentlich bestimmt worden wäre. Für die Betrachtung der deutschen Reformation würde dieselbe Methode unzulänglich sein, weil sie der Gestalt Luthers nicht gerecht werden kann.

Wenn nun die Geschichte der Reformation und der Gegenreformation einem Ranke zum Gegenstand gedient hat, so mag man bei diesen beiden höchsten Werken synthetischer Geschichts-

darstellung, die die Welt seit Thucydides gesehen hat, im Zweifel sein, ob sie zu der politischen oder der Kulturgeschichte zu zählen sind. Doch möchte ich hierbei auf eines hinweisen: Die Päpste, in denen die kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte weit mehr als die beherrschenden hervortreten, sind auch heute noch bis in jede Einzelheit unübertroffen und unübertrefflich. Man muß selber auf diesem Gebiete gearbeitet haben, um zu wissen, daß man als einzigen Lohn nur ein tieferes Verständnis Rankes davontragen kann. Die deutsche Geschichte hingegen gilt uns zwar in der politischen Auffassung als Norm; sie ist auch in den kirchengeschichtlichen Abschnitten fast überall maßgebend geblieben; aber sie bedarf allerdings wesentlicher Erweiterungen, seitdem man die wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen tiefer erforscht hat und die Bedeutung der vom Humanismus ausgehenden Bewegungen in helleres Licht getreten ist.

Ein dunkles Bewußtsein hiervon ist als der Grund des ephemeren Erfolges anzusehen, den der erste Band von Janssens deutscher Geschichte auch in Kreisen, die seiner Tendenz nicht huldigten, gefunden hat. Freilich wird hier gar keine Kulturgeschichte, nicht einmal ein sorgfältiges Zustandsgemälde gegeben, sondern nur ein willkürlich aus allerlei zusammengerafften Notizen entstandenes Gemenge, in dem jegliche Unterscheidung zwischen Bedeutendem und Unbedeutendem vermißt wird; aber der berechtigte Wunsch, ein lebendiges Bild von den Zuständen zu haben, unter denen sich die Ereignisse der Reformationszeit abspielten, ließ selbst ein solches Surrogat schmackhaft erscheinen.

Das Jahrhundert, in dem der politischen Geschichte am Unbestrittensten der Vorrang gebührt, ist das siebzehnte.

Zwar bietet auch die Kulturentwicklung dieser Epoche, in der unsere heutigen Wissenschaften gereift sind, dessen Denker zuerst die Sprache geredet, die wir noch als die unsere anerkennen, den bedeutendsten Gegenstand; aber ihre intensive Kraft ermangelte einstweilen der extensiven Wirkung. Ihre Früchte reiften für die Zukunft.

Schnell genug kam diese herbei. Die Resultate der stillen Arbeit der internationalen Gelehrten-Republik traten auf den Markt des Lebens; sie gewannen litterarische Bedeutung und Einfluß auf die Gesinnungen weiter Kreise. Die Arbeit der Zersetzung überkommener Vorstellungen, die in der Renaissance begonnen hatte, ward mit allen Mitteln historischer und philosophischer Kritik von neuem in Angriff genommen; alles wird Partei in den großen Gegensätzen des Kulturlebens; diese selber werden wieder die weltbewegende Kraft; um so gewaltiger, gefahrdrohender treten sie auf, je mehr sich die Überzeugung Bahn bricht, daß sie sich mit dem gleichgültig gewordenen Staatsleben nicht mehr decken. Für eine solche Zeit ist die Kulturgeschichte die einzig würdige und maßgebende Darstellung. Wie entsetzlich öde ist die politische Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert bis zur Revolution, wie unerschöpflich reich die seiner Kultur!

Anders liegen freilich die Verhältnisse in Deutschland. Geschichte Preußens kann nur vom politischen Standpunkte aus geschrieben werden. Aber deshalb auch die unsres Gesamtvaterlandes? Wie in Deutschland die Gährung der Aufklärung und die Schwärmerei des Pietismus sich entwickeln, wie sie sich beide abzuklären beginnen, wie sich im Gegensatze zu ihnen und doch ihr Kind eine klassische Philosophie und eine klassische Dichtung erheben, mit einem Worte: wie unsere

nationale Bildung erwächst, vermögen wir diese weltgeschichtliche Thatsache unterzubringen stückweise im Rahmen der politischen Geschichte und in dem der Einzelwissenschaften? Sind wir imstande, sie irgendwie aus den Verhältnissen des Staatslebens zu erklären?

Daß dies thunlich sei, ist in der That die Ansicht vieler politischer Historiker. Die Thaten Friedrichs, so meinen sie, hätten erst dem nationalen Leben Inhalt gegeben; diese erhöhte Freude am Dasein habe eigentlich unsre Kultur geboren u. dergl. m. Nun freilich: Der Knabe Goethe hat sich für Friedrich am Familientisch begeistert — 20 Jahre früher würde er es für Prinz Eugen gethan haben —, und Lessing hat, weil er mit Künstleraugen Kriegsgetümmel und Friedensschluß mit ansah, die Minna geschrieben. — Damit dürfte der Einfluß Preußens auf unsere Geistesheroen erschöpft sein. Denn die Annahme, daß der kategorische Imperativ des Kosmopoliten Kant aus seiner preußischen Staatsgesinnung hervorgegangen sei, scheint mir zu gewagt.

Dagegen ist unbestritten, daß die bedeutendsten Dichter und Denker unter den geborenen Preußen sich in schärfste Opposition mit der Gesinnung ihres heimischen Staatswesens gesetzt haben: Klopstock, Winckelmann, Herder. Dem Staate Friedrichs daraus einen Vorwurf zu machen, würde freilich ebenso thöricht sein, wie ihm das Hauptverdienst an der deutschen Kulturentwicklung zuzuschreiben.

Es sind meistens Preußen aus freier Wahl, die sich jetzt in diesen wohlmeinenden Übertreibungen gefallen. Uns geborenen Altpreußen, denen die Schlachtfelder der schlesischen Kriege schon das Ziel unsrer Knabenspaziergänge, denen jeder Veteran der Freiheitskriege ein Gegenstand mythischer Ehr-

furcht war, ist Preußens Größe so sehr von Kindesbeinen an ein Glaubensartikel gewesen, daß es uns gar keine Beklemmungen bereitet, in unserm Geistesleben und dem der Nation zu scheiden, wo Preußen aufhört und Deutschland anfängt. Wenn wir nun sehen, daß bei allen Trägern unserer Kulturentwicklung die Überzeugung lebendig ist, daß ihre Kunst und Wissenschaft mit dem Staate nichts zu thun habe, wenn wir bei allen der deutschen Kultur gegenüber die Gesinnung mächtig finden, der Schiller den stolzen Ausdruck geliehen hat:

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert

dann werden wir nicht klüger sein wollen als sie, und sie nicht über ihre Undankbarkeit gegen den preußischen Staat zu belehren unternehmen.

Unsere Dichter haben entgegen den französischen ihrer Zeit die Bedeutung eines nationalen Staatswesens und einer ruhmvollen Geschichte erkannt und haben sie gepriesen wie niemand seit den Griechen und Shakespeare. Es bleibt ewig denkwürdig, daß die größte patriotische Erinnerung der Franzosen im eigenen Volke Voltaire den Stoff zur Pucelle und im fremden Schiller den zur Jungfrau von Orleans gegeben hat. So haben unsre Dichter und Denker dem Staate ein freies Geschenk der Huldigung dargebracht; verdient hat er es um sie wahrhaftig nicht. In diesem idealistischen Geschlechte haben die Ideale, die Postulate: Nation und Staat weit mehr gewirkt als ihre wirklich vorhandenen Abbilder.

Hieraus ergiebt sich, daß in keinem Jahrhundert politische und Kulturgeschichte sich so scharf von einander scheiden wie in diesem. Jede für sich ist großartig entwickelt, aber

ihre Berührungen sind nur gelegentlich. Deshalb ist es nicht zu tadeln, wenn bei Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts die beiden Seiten der historischen Entwicklung unverbunden wie Öl und Wasser nebeneinander hergehen. Das entspricht nur der Wirklichkeit. Dem Gelehrten erscheinen in dem originellen Werke die politischen Abschnitte vielfach banal; die Bedeutung von Recht und Wirtschaft für die Geschichte ist hier nicht einmal von ferne geahnt; dafür aber ist die Schilderung des Werdens und Wachsens der öffentlichen Meinung, der Ausbreitung und des Sieges der Aufklärung, ist vor allem die Darstellung, wie sich das deutsche Geistesleben aus völliger Erstarrung zur reichsten Blüte entfaltet hat, noch immer unübertroffen. Und wenn der deutsche Gebildete heute mit warmer Neigung von der Kulturgeschichte spricht, dann denkt er nicht an den Hausbau der Norweger sondern an das herrliche Bild, das ihm sein Liebling unter den Historikern — denn das ist Schlosser mit allen seinen Ecken und Kanten, seinen Schwächen und Vorzügen für die ältere Generation —, von der geistigen Entwicklung unseres Volkes im vorigen Jahrhundert gegeben hat.

Die Bedeutung des 19. Jahrhunderts ist es, daß die beiden mächtigen Ströme der politischen und der kulturellen Entwicklung in ein Bette geleitet worden sind. Mit dem Königsworte Friedrich Wilhelms III., daß der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an äußeren verloren, war eine neue Epoche eingeleitet. Der Historiker des 19. Jahrhunderts hat in der That vor allem die Pflicht, diese wechselseitige Durchdringung des Staatslebens und des übrigen Kulturlebens zur Anschauung zu bringen. Daß er es für Deutschland gethan, bleibt Treitschkes großes Verdienst, wobei

es recht gleichgültig ist, ob dem feurigen Mann, für den die Geschichtschreibung vor allem Herzenssache ist, das Herz hin und wieder einen Streich gespielt hat.

Was die Zukunft bringt, wer kann das bestimmen? dem Historiker steht keine Rolle übler zu Gesicht, als den Propheten zu spielen. Nur eins kann er sagen: nicht auf der Machtentfaltung wird die Entwicklung der Geschichte beruhen, sondern darauf, ob die Staatsidee die Herrschaft behauptet im Geiste der Menschen; und dies hängt davon ab, ob das Staatsleben sich aller wahren Ideen, welche die Kulturentwicklung aus sich erzeugt, zu bemächtigen und ihnen gerecht zu werden versteht.

Wenn die Kulturgeschichte eine so bedeutende selbständige Stellung einnimmt, wie kommt es, daß sie so spät zu ihr gelangt ist? Es ist Dietrich Schäfers hauptsächliches Argument, daß von jeher Politik und Geschichtschreibung Hand in Hand gegangen sind, daß namentlich diese Verbindung zur Blüte der historischen Kunst beigetragen hat, und daß regelmäßig an der nationalen Macht und Größe sich ihr Eifer entzündet hat. Er giebt zu diesem Zwecke einen kurzen Überblick über die Geschichte unserer Historiographie, in den freilich mehr als eine gewagte Behauptung den Weg gefunden hat. Der Anspruch aber, den er erhebt, daß jede neue Richtung ihre Berechtigung nachweisen muß aus der Art, wie sie aus früheren entstanden, ist unzweifelhaft richtig.

Vom Mittelalter eine Kulturgeschichte zu verlangen, würde allerdings eine Forderung sein, die bei dem Fordernden selber einen starken Mangel kulturhistorischen Verständnisses verraten dürfte. Die mittelalterliche Weltanschauung besaß ihre Kultur-

geschichte ein für allemal fest gegeben in ihrem metaphysisch-religiösen System. Dieses stellte eine konsequent durchgebildete Ansicht von der Entwicklung und den Zielen des menschlichen Geisteslebens als Glaubenssatz auf. Über das, was innerhalb dieser Schranke schon Augustinus erreicht hatte, hinauszukommen, war nicht möglich. Zudem gingen während dieses ganzen großen Zeitraumes Beobachtung und Reflexion ihre völlig getrennten Wege. Die eine haftete ganz naiv am unmittelbar in der Anschauung Gegebenen; die andere bemühte sich bloß mit der dialektischen Zergliederung und Kombination feststehender abstrakter Begriffe. So konnte es zwar lebenswahre Schilderung und scharfsinnige Metaphysik geben, aber am allerwenigsten historische Wissenschaften, in denen beide Geisteskräfte gleichmäßig zusammenwirken müssen.

Die Geschichtschreiber des Mittelalters sind nur Berichterstatter über Ereignisse ihrer eigenen Zeit. Deshalb ist auch die Geschichtschreibung immer zu demjenigen Stamme gewandert, der in der Politik der maßgebende war; denn in der Nähe bedeutender Ereignisse kann man am besten von ihnen berichten. Bekanntlich ist bei mittelalterlichen Historikern auch die Charakterschilderung und damit zugleich die Fähigkeit der psychologischen Motivierung entweder naiv oder schematisch. Eine politische Geschichtschreibung der Vergangenheit hat es also in irgend nennenswertem Maße mit Ausnahme der großen Volksgeschichten im Anfang nicht gegeben, und diese sind in der Hauptsache von Paulus bis Saxo epische Zusammenfassungen überlieferten Sagenstoffes.

Der einzige Otto von Freising hat den Versuch einer solchen gewagt, und es ist charakteristisch, daß er dabei gar nicht unter dem Eindruck der nationalen Größe, sondern

ausschließlich unter dem der pessimistischen Weltanschauung stand. Wo er bloßer Berichterstatter war, konnte er sich der tüchtigen Gegenwart erfreuen, wo er denkender Historiker sein wollte, drängte sich ihm übermächtig jene entgegengesetzte Stimmung auf.

Die Geschichte als Wissenschaft, als Erforschung der Vergangenheit zum Zweck des Verständnisses der Gegenwart, verdankt der Renaissancezeit ihren Ursprung, die ihr zugleich durch eine ganz neue Art der Reflexion über geistige Vorgänge das wichtigste Hilfsmittel in die Hand gab.

Dietrich Schäfer erkennt die Bedeutung des Humanismus für die Ausbildung der Geschichtschreibung an; aber ihm zufolge besteht sie besonders darin, daß durch die antiken Historiker das Ideal einer glühenden Vaterlandsliebe, einer vollständigen Unterordnung des Individuums unter das Gesamtwohl der neuen Zeit vermittelt worden sei, und daß sich an diesem Ideal die Geschichtschreibung der Humanisten genährt habe. Bisher hat man freilich das Gegenteil angenommen, daß die Renaissance des Altertums dem Zweck der Befreiung des Individuums gedient habe, und daß vorwiegend unter diesem Gesichtspunkt die antike Kultur von den Humanisten aufgefaßt worden sei. Dem größten Historiker der Italiener ist das Leben des Staates nur ein Kunstwerk, ein Rechenexempel, und er zieht damit nur die Konsequenz des gesamten Denkens seiner Zeitgenossen.

Worin besteht nun die historische Begeisterung der deutschen Humanisten? Eines Wimpheling, Celtes, Pirckheimer? Ihr erstes Ziel ist, im Anschluß an Kunst und Wissenschaft des Altertums eine allseitige nationale Bildung zu schaffen und die Fähigkeit der Deutschen zu einer sol-

chen zu erweisen. Diese nationale Begeisterung bezieht sich also in erster Linie auf die Kultur, erst in zweiter auf den Staat. Im Hinblick auf die Dürftigkeit des Staatslebens ihrer Zeit, sehen sie voll Stolz auf die Größe der Vergangenheit und haben dadurch der deutschen Geschichtschreibung ihr eigentümliches pectus gegeben. Aber dabei handelt es sich immer ebenso um die kulturelle wie um die politische Vergangenheit der Nation. So entsteht die politische und die Kulturgeschichte bei ihnen mit gleicher Notwendigkeit, und schon der Bahnbrecher Wimpheling schreibt neben der Epitome rerum Germanicarum die Germania, um beiden Aufgaben zu genügen. Aus der Berührung mit der Politik ziehen sie aber, den staatsmännischen Pirckheimer ausgenommen, rein gar nichts; vielmehr bewegen sie sich dieser gegenüber in kindlicher Unbefangenheit.

Wenn man, wie Dietrich Schäfer es thut, Sleidan als den charakteristischen Vertreter der Geschichtschreibung jener Epoche ansieht, dann wird man zwar zur Ansicht gelangen, daß damals ausschließlich die politische Geschichte geherrscht habe; die berechtigte Schätzung dieses begabtesten Nacheiferers der italienischen Geschichtschreiber führt sich aber großenteils auf seinen Wert als Quelle zurück. Für die Frage, die uns beschäftigt, ist es viel wichtiger, in welchen Geschichtswerken das deutsche Volk jener Zeit selber sein Wesen am liebsten gespiegelt sah. Ohne Frage werden wir dann den großen Chronisten Sebastian Frank und den Kosmographen Sebastian Münster nennen, und beide stehen der Kulturgeschichte außerordentlich nahe.

Mit Recht hebt Dietrich Schäfer hervor, daß in der Renaissancezeit das Gebiet des historischen Denkens die größte

Erweiterung dadurch erfahren habe, daß die Vergangenheit auch anderer Gebiete als des Staatslebens zuerst erforscht worden sei. Nur ist er der Ansicht, daß sich alsbald jene Gliederung herausgestellt habe, wie er sie noch in der Gegenwart festgehalten wissen will. Auch hierin irrt er. Die Humanisten wollen niemals getrennte Wissenschaften pflegen, sondern sie verfolgen überall die Idee einer einheitlichen, geschlossenen Kultur, der des Altertums. Diese wollen sie in ihrer Vollständigkeit ergründen, um sie wieder zu beleben. Die Arbeitsteilung, die sich natürlich auch hier einstellen mußte, ist ihnen nur ein Notbehelf. Da sie nicht eigentlich geschichtliche Erkenntnis begehrten, sondern sich ein ästhetisch-rationelles Bildungsideal konstruieren wollten, mußte ihre Betrachtung der Antike einseitig bleiben; aber den Vorzug brachten sie aus dieser Schulung mit, überall das Kulturleben in der Gegenwart wie in der Vergangenheit als eine Einheit zu erkennen. Erst mit dem Aufhören des Humanismus begann die Trennung, und auch dann noch hat die Philologie eines Salmasius viel von jener allgemein-kulturgeschichtlichen Auffassung der historischen Fragen in den Einzelwissenschaften sich bewahrt.

Das 17. und der Beginn des 18. Jahrhunderts sind durch die scharfe Trennung der einzelnen historischen Wissenschaften gekennzeichnet; aber nur deshalb, weil die Wissenschaften in der Philosophie ihre Meisterin erblicken, weil sie sich in dieser und nicht in der Geschichte zusammenfinden.

In jener Zeit hat die politische Geschichtschreibung — die zeitgenössische Berichterstattung natürlich immer ausgeschlossen —, aus der nationalen Größe besondere Nahrung kaum gezogen. Colbert wie Ludwig XIV. haben historische

Studien nur begünstigt, wenn sie sich von ihnen praktischen Nutzen oder Schmeicheleien versprachen — und ein Mezeray war schon zu freimütig, ein Bossuet war ihr Mann. Eine originelle französische Historie entstand, als Voltaire und Montesquieu sie auf das kulturhistorische Gebiet leiteten. Was läßt sich aus England neben den beredten Publizisten von Historikern überhaupt nennen? Die Betrachtung der großen politischen Entwicklung hat dort nicht einen einzigen namhaften Historiker in jener ganzen Epoche hervorgebracht, sondern ein großer Philosoph und Nationalökonom hat die englische Geschichte geschaffen.

In den kleinen Staaten, unter dürftigen politischen Verhältnissen entwickelt sich bei uns die politische Geschichtschreibung. Nicht ein freier Zug des großen Staatslebens hat zu ihr geführt, sondern das Bewußtsein, daß diese stockende Gegenwart ganz und gar bestimmt werde durch Leistungen, die in der Vorzeit gethan, durch Zustände, die in ihr festgelegt worden. Das Schweizer Leben war nie eintöniger, als da Johannes Müller das erste große Muster einer künstlerisch vollendeten Volksgeschichte gab. In den vertrockneten reichsstädtischen Verhältnissen fand Olenschlager die Anregung zur Beseelung der Reichs- und Staatsgeschichte. Die Tretmühle württembergischer Kanzleistreitigkeiten gab Spittler die vollendete Kunst diplomatischer Schilderung, und im verbohrtesten aller deutschen Staatswesen, in Osnabrück, schuf Justus Möser die genialen Werke, die die Schicksale des deutschen Vaterlandes an denen einer Landschaft aufwiesen, die zuerst die Einheit von politischer und Kulturgeschichte als Muster aufstellten.

Von ihm führt Dietrich Schäfer einen Ausspruch an,

daß sich der historische Stil in demselben Maße gebessert habe, wie der preußische Staat an Einfluß gewonnen. Der Kausalzusammenhang bleibt unter den obwaltenden Umständen doch sehr fraglich, und J. Mösers eigene Überzeugungen sind jedenfalls nicht durch Hoffnungen auf Preußen geformt worden, denn er kommt, nachdem er bewegten Herzens das ununterbrochene Scheitern aller deutschen Einheitsbestrebungen geschildert hat, zu dem resignierten und doch wahren Schluß, daß diese Zersplitterung für das mannigfaltige Kulturleben unsres Volkes ein Vorteil gewesen sei. Überall entscheidet bei ihm der kulturgeschichtliche Gesichtspunkt.

Ein Mann hat in jener Zeit politische Geschichtschreibung und Publicistik im großen Maßstab vereinigt, ein Mann, dessen Einfluß, den meisten unbewußt, noch heute in unsrer Geschichtschreibung waltet: Schlözer. Er hat uns die Idee und den ersten großen Entwurf einer kosmopolitischen Weltgeschichte gegeben mit ebenso staunenswerter Kühnheit wie unerhörter Einseitigkeit. Was hat aber mit diesem Bilde das politische Treiben seines Vaterlandes zu thun, das er von Göttingen aus schulmeisterte?

Um dem ganzen deutschen Volke die politische Geschichte zur Herzenssache zu machen, bedurfte es des Genius Schillers. Ist nun seine erhabene Proklamation, die er erließ, als er den Lehrstuhl betrat, etwas anderes als die Verleugnung jedes nationalen Standpunktes in der Auffassung der Vergangenheit? Hat ein einziges seiner Werke eine Beziehung zur Politik, zur nationalen Entwicklung, die sich in seinen eignen Lebenstagen vorbereitete? In seinem Meisterwerk, der Befreiung der Niederlande, ist ihm kein einziges Mal der Gedanke gekommen, was das tragische Schicksal

dieses großen Kampfes gewesen: ihre Trennung von Deutschland, während sie Deutschlands Sache führten.

Ich glaube, der Schluß ist gar nicht abzuweisen: Aus dem partikularistischen Kleinleben einerseits, aus der kosmopolitischen Idee andrerseits ist unsre deutsche Geschichtschreibung geboren. Es hat der Freiheitskriege bedurft, um den Umschwung zu einer nationalen Geschichtschreibung, wie sie uns bei Stenzel und Raumer zuerst in voller Größe entgegentritt, und die Sammlung aller Monumenta Germaniae zu veranlassen. Nicht die Größe der Nation, und nicht das Interesse für die Politik, sondern die lebendige Anteilnahme an dem Kulturleben und seinen Ideen hat die politischen Historiker des vorigen Jahrhunderts beseelt.

Darum ist von ihnen allen Bedeutendes auch für die Kulturgeschichte geleistet oder vorgearbeitet worden. Johannes Müller ist auch in dieser Beziehung der Vorgänger Rankes gewesen, und während der politische Historiker heute fast nichts mehr aus ihm zu lernen hat, ist er für den Kulturhistoriker noch immer eine Quelle reichster Belehrung. Dasselbe läßt sich von Möser sagen. Spittlers des Kirchenhistorikers Name ist noch größer als der Spittlers des Geschichtschreibers Hannovers und Württembergs. Schlözer, der selber, ich möchte sagen, nicht die nötige Geduld zur Kulturgeschichte besaß, hat ihren etwas handwerksmäßigen aber weitausgedehnten Betrieb seinem Satelliten Meiners übertragen und gerade unter ihm und durch ihn trotz seines Gegensatzes zu Herder wurde Göttingen die Pflanzschule der Kulturgeschichte in ihrer Verbindung mit der Staatengeschichte. Schiller aber hat, wo er die Idee der Geschichte am reinsten erfaßte, wo er sie mit

dichterischer Intuition sah, immer in ihr die Gesamtkultur der Menschheit erblickt, und sein Spaziergang flößt schon dem lauschenden Knaben die Ahnung dessen ins Herz, was das höchste Ziel der Geschichte sei. — So sind in Deutschland politische und kulturelle Geschichte schwesterlich miteinander emporgewachsen, und dieser Verbindung, nicht aber einer besonders engen Beziehung zur Politik, die in England zum Krebsschaden aller Geschichtschreibung geworden ist, die bei uns das große Talent eines Gervinus verdorben hat, die bisher nur in der ganz individuellen Kombination bei Treitschke haltbar gewesen ist, hat die politische Geschichtschreibung ihr eigenartiges Gepräge zu danken. Dieser Bund aber — das haben wir früher gesehen — bedingt heutzutage eine selbständige Stellung der Kulturgeschichte.

So bedeutend die Rolle der Kulturgeschichte neben der politischen, wie wir sie bisher kennen gelernt, auch sein mag, nicht auf ihr ruht ihr oberster Anspruch auf Geltung, ja sogar auf die Führerschaft unter den Geisteswissenschaften. Sie ist mehr zu leisten berufen, indem sie der Einzelarbeit der übrigen den Boden ebnet und ihre getrennten Resultate wieder vereinigt.

Die Altertumswissenschaft in der Zeit der Renaissance war einstmals schon von diesem Gedanken getragen worden; er war wieder verloren gegangen, und die geschichtliche Arbeit hatte sich infolgedessen zwei Jahrhunderte hindurch zersplittert.

Soweit in diesen Zeiten geschichtliche Arbeit in den einzelnen Fächern eine Stelle fand, diente sie in der That ausschließlich der Beantwortung von Fragen, die in diesen selber aufgeworfen wurden. Nur können wir hierin nicht einen

dauernden Normalzustand erblicken. Solange eine Wissenschaft begehrt einen systematisch logischen Zusammenhang ihrer Gegenstände aufzuweisen, dienen ihr historische Kenntnisse als Belege. Ihre Streitfragen scheinen der Lösung näher zu kommen, wenn man ein möglichst ausgedehntes Feld der Beobachtung unterwirft; und ein solches bietet die Vergangenheit. Aber keineswegs suchen sie in ihr Stufen der Entwicklung zu erkennen; die Idee eines historisch genetischen Zusammenhanges läßt sie noch gleichgültig.

Niemals würden die Geisteswissenschaften durch eine bloße Erweiterung ihrer Methode über dieses Stadium hinausgelangt sein; sie sind es thatsächlich nur dadurch, daß sie ihren eigenen, beschränkten Kreis verließen, daß sie sich der wechselseitigen Beziehungen, in denen sie zu einander nothwendig stehen, bewußt wurden, daß sie sich als Bestandteile eines sie umfassenden Systemes von Kräften empfanden. Die Idee einer Kulturgeschichte als höherer Einheit, mag auch das Wort nicht ausgesprochen worden sein, hat den Fortschritt zu ihrer historischen Vertiefung erst ermöglicht; und es ist einer der höchsten Ruhmesansprüche des deutschen Geistes, daß er es war, der diese Bahn gewiesen hat.

Mit der Entwicklung unserer klassischen Litteratur hat sich auch diese Überzeugung Bahn gebrochen. Was auch immer vorher von Anregungen dieser Art vorhanden gewesen sein mag, erst in Herders Geiste fanden sie sich zusammen, und in aller ihrer Größe entstand vor ihm die Idee einer gemeinsamen Kulturgeschichte der Menschheit, in der alle Äußerungen geistigen Lebens ihre Stellung als Momente der Entwicklung erhalten. In den sturmdurchwehten Blättern des Tagebuches seiner Seereise sehen wir vor unsern Augen

diese Idee werden, wie nur jemals ein Genius in die Werkstatt seiner Gedanken uns hat einen Einblick thun lassen. Mag die Ausführung dieses Grundplans in seinem Hauptwerke heute unseren Erwartungen nicht mehr entsprechen, so ist das weniger wegen der von Kant so scharf hervorgehobenen Schwächen der Fall, als weil nach Göthes Ausdruck die Zeitbildung den Inhalt dieses Buches ganz aufgenommen, gleichsam aufgesogen hat. Jene Werke aber bleiben klassisch, in denen er den wichtigsten Teil der Aufgabe selber in Angriff nahm und die ursprünglichen Formen der Poesie einerseits aus den nationalen Anlagen erklärte, andrerseits ihnen ihre Stellung in der Weltlitteratur anwies.

Was war Litteraturgeschichte bis auf ihn gewesen? Entweder hatte sie als toter Wortkram der Eitelkeit der Polyhistoren, oder als ästhetische Vergleichung den Zwecken der Litteratur selber gedient. Denkende Dichter hatten ihre eigene Überzeugung gekräftigt, indem sie sich in verwandten Geistern der Vergangenheit spiegelten. Noch Lessing steht durchaus auf diesem Standpunkt und ist das größte Beispiel, wie man, ohne eigentlichen litterar-historischen Sinn zu besitzen, doch aus der Geschichte die bedeutendsten Früchte ziehen kann. Seither aber hat die Litteraturgeschichte immer beansprucht, der wesentlichste Teil einer allgemeinen Kulturgeschichte zu sein, weil die Litteratur selber sich als der Ausdruck des gesamten geistigen Lebens, sofern es einer ästhetischen Formgebung fähig ist, darstellt. Wie man die Faktoren, die in der litterarischen Entwicklung wirksam sind, wertet, ob man z. B. hierdurch ein näheres Verhältnis zur politischen Geschichte herstellt, ist Nebensache; das Wichtige bleibt: die Litte-

raturgeschichte ist erst durch die Idee einer Kulturgeschichte möglich geworden.

Die Betrachtung der andern Hälfte der ästhetischen Kultur, der bildenden Kunst, mußte notwendig denselben Weg einschlagen. Noch Winckelmann, den die Kunstgeschichte als ihren Urheber verehrt, hat weit mehr einen Kanon zur Beurteilung und Nachahmung feststellen als eine Erklärung des Werdegangs der Kunst geben wollen. Für die Folgezeit aber ist der schwächere Teil seiner Arbeiten der folgenreichere geworden. Auch seine Auffassung beruhte schon darauf, daß er die gesamte griechische Kultur als Einheit erfaßte und in der bildenden Kunst ihre reinste Blüte erkannte. Lange, ehe er eine Statue gesehen, hatte der gedrückte Konrektor von Seehausen diese Vorstellung von der Herrlichkeit Griechenlands eingesogen. Deshalb ist auch seine Biographie von Justi nicht etwa eine ausschließlich kunsthistorische Studie geworden, sondern eines unserer vollendeten kulturgeschichtlichen Werke, das mehr als irgend ein anderes erklärt hat, wie die ästhetisch-klassische Weltanschauung, die hellenische Renaissance, in Deutschland drei Jahrhunderte nach der lateinischen in Italien, hat entstehen können.

Als dann unter dem Einfluß der Romantiker zur klassischen Kunstgeschichte die des Mittelalters trat, da wurde diese mit noch größerer Bestimmtheit behandelt als ein Bruchstück — aber ein solches, das man wohl auch einen Inbegriff nennen könnte — aus der Gesamtheit jener Kultur. Unter den Trägern der Teilwissenschaften der Kulturgeschichte sind die Kunsthistoriker seither immer am meisten von dem Bewußtsein jenes Zusammenhanges erfüllt gewesen. Der größte

der Kulturhistoriker, Jakob Burckhardt, ist zugleich der feinsinnigste unter den Erforschern vergangener Kunstepochen; und der Schlachtruf „die Kunstgeschichte für die Künstler" hat bisher noch nicht viele Siege zu verzeichnen gehabt.

Als Herder jene entscheidende That für die Erfassung der Litteratur vollführte, verband er damit noch einen weiteren Fortschritt, der für das Ziel: unsre Weltanschauung auf die historische Basis zu setzen, für die Dauer noch folgenreicher werden mußte. Nach mancherlei Schwankungen, während deren er sich selber einzureden versucht hatte, daß seine That keine Kühnheit sei, hatte er den poetischen Charakter des alten Testamentes nicht nur erkannt, sondern hieraus auch die Folgerungen gezogen. Die Erzählungen, die man bisher entweder in starrer dogmatischer Form oder in rationalistischer Umdeutung als ebensoviel Ereignisse zur Grundlage des theologischen Systems genommen hatte, erschienen nun als kulturhistorische Gebilde, als einfache und edle Formen der Phantasie und Reflexion eines reich begabten aber kindlichen Volkes. Die hebräische Mythologie rückte aus ihrer Sonderstellung an die Spitze, aber doch in die Reihe der anderen Volksvorstellungen von göttlichen Dingen; und die Propheten einer späteren Zeit wurden zu erhabenen Dichtern.

Es war nur eine Frage der Zeit, daß das gesamte religiöse Leben der späteren Epochen in derselben Weise erkannt und erklärt wurde, daß die ganze Religions- und Kirchengeschichte zu einer Darstellung des historisch bedingten Ringens der Menschheit nach einem Ausdruck ihres Verhältnisses zum Übersinnlichen gemacht wurde. Lessing war am Ende seines Lebens zu dieser Auffassung als zu seinem Schlußergebnis gekommen, Herder hat zu ihrer Durchführung die

ersten, bedeutenden Schritte gethan; wie schwierig und gewagt es sein mochte die weiteren zu thun — die Bahn war doch einmal gewiesen.

Wie wenig hatte die Kirchengeschichte früher bedeutet! Sie hatte eben das gethan, was ihr der politische Historiker als Ziel setzt: Fragen der Theologie zu lösen versucht. So war sie Jahrhunderte hindurch ein Zweig der Kontroverslitteratur gewesen. Ihr Zweck: eine Wolke von Zeugen der Wahrheit zu versammeln, war der denkbar ungeschichtlichste. Selbst der Mann, der Geist, Leben und Kritik in sie gebracht hat, Gottfried Arnold ist über diesen Rahmen nicht hinausgegangen. Er wendet allen Ketzern der Vorzeit seine Neigung zu, weil er nach David Strauß' treffendem Ausdruck in ihnen lauter Häuflein von Pietisten vor Spener sieht. Diese ganze Kirchen- und Ketzerhistorie dient ihm eigentlich nur dazu, die gewaltigen Thesen, die er an ihre Spitze gestellt hat, mit Beispielen zu belegen. Ehe das religiöse Leben in seiner historischen Wandelbarkeit und in seinem psychologischen Zusammenhang mit der übrigen Kultur erkannt war, ehe es Lessing und Herder eingefügt hatten in den großen Zusammenhang der Weltkulturgeschichte, konnte eine wirkliche Religionsgeschichte gar nicht entstehen.

Wie die Kunst mit der Litteratur, so mußte auch die Philosophie mit der Theologie dieselben Wege einschlagen. War es doch auch ihrer Geschichte früher ähnlich wie jener ergangen. Entweder diente sie der philologischen Interpretation oder sie wurde zu dem Zwecke gehandhabt: am Scheitern früherer Systeme den Sieg des neuesten um so glänzender zu erweisen; die Geistreichsten aber, wie Bayle, mißbrauchten sie zum Beleg der sich ewig gleichbleibenden

Thorheit des Menschengeschlechtes. Eine wahrhafte Geschichte der Philosophie ward erst möglich, als man das philosophische Denken selber als einen historischen Prozeß auffaßte. Daß man sich diese Evolution anfangs schematisch gedacht hat, ist dabei nebensächlich; in der richtigen Grundauffassung liegt immer das Heilmittel gegen Ausschreitungen des dialektischen Verstandes schon inbegriffen.

Und wieder mit der Philosophie gingen die positiven Wissenschaften Hand in Hand. Wo sie sich früher um ihre eigene Vergangenheit bekümmert hatten, geschah es ebenfalls nur, um sich die ursprüngliche Gestalt der Probleme, in der diese zuerst in den Gedankenkreis der Forscher getreten, zu vergegenwärtigen und auf solche Weise die Aufgaben in reinster Gestalt zu fassen. Wir verbinden heute einen viel höheren Begriff mit der Geschichte der Wissenschaften, obwohl jener interne Zweck bestehen bleiben muß. Auf den Kreis unserer Klassiker führt auch diesmal der Umschwung zurück. Der Genius Alexanders von Humboldt zeigt sich nirgends größer als im zweiten Bande des Kosmos und in den geographisch-geschichtlichen Untersuchungen.

Man darf sagen: die Fragestellung selber war hier schon der größte Fortschritt. Wie ist die Natur sowohl als Gesamtheit, als Kosmos als auch in ihren einzelnen Äußerungen im Laufe der Menschheitsgeschichte aufgefaßt und dargestellt worden? Wie hat ihr Abbild in den verschiedenen Zeiten und Völkern als ein Hauptbestandteil ihres geistigen Wesens gelebt? Von diesem Standpunkte aus konnte das Gefühl für die Schönheit der Natur, die Fähigkeit zu anschaulicher Naturschilderung in Worten, die Landschaftsmalerei, die Akklimatisationsthätigkeit des Menschen Pflanzen und

Tieren gegenüber gleichberechtigt treten neben die kosmologischen Vorstellungen und Systeme. Sie alle kommen darin überein, daß der Mensch die Natur zu erkennen und durch Erkenntnis zu beherrschen trachtet. Es ist klar, daß hier gar keine naturwissenschaftliche, sondern ausschließlich eine kulturgeschichtliche Aufgabe vorlag; es ist ebenso klar, daß die Geschichte der Naturwissenschaften durch diese belebende Verbindung unendlich gewinnen mußte. Noch mehr: aus dieser kulturhistorisch gewonnenen Einsicht heraus wagte es Humboldt, selber ein Weltbild zu geben, die kosmologische Seite unserer Weltanschauung darzustellen.

Unter den Verzweigungen der Naturwissenschaften ist aber eine überhaupt ihrem Gesamtbestande nach in untrennbare Beziehungen zur Kulturgeschichte getreten: die Geographie. Sie teilt ja auch mit ihr das Schicksal, von so manchem stolzen politischen Historiker als Flick- und Stückwerk angesehen zu werden, als zweideutige Existenz, die von lauter Anleihen lebt, ohne eigene Mittel zu besitzen. Beide besitzen aber auch gemeinsam die Popularität im besten Sinne, die rege Teilnahme der Gebildeten; und sie müssen infolgedessen auch oft das gleiche Los der Verwässerung durch Unberufene über sich ergehen lassen.

Die Kenntnis der Oberfläche des Erdballs an und für sich ist noch gar keine Wissenschaft; und sobald man den fehlenden Kausalnexus herstellen will, entsteht bloß eine Geologie der jüngsten Erdepoche. Eine Fülle von interessanten Thatsachen, die man früher instinktiv, ohne klare Erkenntnis ihrer Verknüpfung, an die Erdkunde angeschlossen hatte, müßten bei dieser Beschränkung wegfallen. So ist denn die Geographie als Wissenschaft ausdrücklich als ein Teil und

zwar als der grundlegende der Kulturgeschichte von ihren Schöpfern gedacht worden. In Herders Geist ist diese Ideenverbindung gleichzeitig mit dem eingehenden Plane der Ausführung entstanden; sie liegt Humboldts ganzem Schaffen zu Grunde; sie ist von Ritter ein- für allemal zum leitenden Gesichtspunkt, zur verbindenden Idee der geographischen Wissenschaft gemacht worden. Die Erde zu betrachten als Wohnsitz des Menschengeschlechts, den Einfluß der Naturbedingungen auf Wesen und Entwicklung der Völker darzustellen, das ist ihr unwandelbarer Zweck. Sie ist dadurch die Brücke von der Geisteswissenschaft zur Naturwissenschaft geworden, aber ihr eigentlicher Gegenstand ist der Mensch. Dessen Entwicklung und nicht die des Erdballs will sie erklären.

Auch hat sie ihre Stelle in der Kulturgeschichte nicht bloß da, wo der Mensch, unter der Überfülle oder der Dürftigkeit der Natur erliegend, nur als ein Teil der ihn umgebenden organischen Welt erscheint. Ihre schönere Aufgabe ist es, gerade in den höchsten Formen des Kulturlebens, tief hinein in Religion, Kunst, Wissenschaft den Einfluß der Naturbedingungen nachzuweisen. Ist es Zufall, daß in der griechischen Bildung grade der Kunsthistoriker Winckelmann diesen Einfluß zuerst lebendig nachempfunden hat?

Wer noch zu Karl Neumanns Füßen gesessen, wer seinen in ihrer einfachen Würde unvergleichlichen Vorträgen gelauscht hat, der weiß es, wie die Wissenschaften der Geschichte und der Geographie, die nur der Systemgeist von einander trennen kann, aus einer Wurzel sprießen. Vor seinem klaren, ruhigen Auge lagen die Tiefen des Natur- wie des Völkerlebens offen, und mit dem feinsten Gefühl

wie mit der schärfsten Kritik wußte er das eine zur Erklärung des andern anzuwenden. Die unscheinbarsten Thatsachen wie die Tauerscheinungen Attikas konnten ihm Aufschluß erteilen über das Werden des Mythus; im Gebirgsnetz Griechenlands wie in der Haff- und Dünenbildung unsrer Meeresküsten konnte er die bald fördernden, bald hemmenden Bedingungen staatlichen Lebens erkennen. Da war von den großen Zügen der Völkerschicksale in Krieg und Frieden bis zu den Gewohnheiten des täglichen Lebens, die nur dem Unaufmerksamen bedeutungslos scheinen, keine Seite des menschlichen Daseins, die nicht berührt worden wäre, in der er nicht einen Zug des Notwendigen nachgewiesen hätte. Da war Kulturgeschichte in ihrer reifsten Form.

Es war derselbe Mann, der wie wenig andere in der politischen Geschichte der antiken Völker das Verhängnis zu enthüllen verstand, daß sie die Formen, in denen sich das Staatsleben bewegte, niemals in Einklang zu bringen verstanden mit den wachsenden Aufgaben, die dem Staate oblagen. Er wollte, daß seine reiche Geistesarbeit nur seinen Schülern und Freunden angehöre —; freuen wir uns, daß wenigstens noch ein vollgültiges Zeugnis seiner geographisch-kulturhistorischen Forschung nach seinem Tode ans Licht getreten ist: die von liebevoller Hand musterhaft ergänzte Geographie Griechenlands.

Aus der Geographie hat die Wirtschaftslehre noch immer nicht den möglichen Nutzen gezogen; um so freudiger hat sie sich bei uns in Deutschland als historische Wissenschaft bekannt. An geschichtlichen Kenntnissen hat es auch früher den Nationalökonomen nicht gefehlt. Gleich bei der Begründung dieser Wissenschaft haben David Hume und Adam Smith

ausgedehnten und feinsinnigen Gebrauch von den historischen Erscheinungen gemacht; Malthus hat mit seinem Wissen geradezu geprunkt, und sogar Ricardo hat sein System auf eine übel angebrachte Geschichtskonstruktion gegründet. Trotzdem bezeichnen wir ihre Methode als eine durchaus ungeschichtliche; denn ihnen allen steht das Dogma eines volkswirtschaftlichen Normalzustandes fest, von dem die Menschen nur vorübergehend und nur zu eigenem Schaden abweichen können, da man auf die Dauer umsonst gegen die Naturgesetze des Wirtschaftslebens ankämpft. Ihr historisches Wissen konnte ihnen deshalb gleichsam nur zur Illustration ihres Textes dienen.

Als Friedrich List dieser englischen Nationalökonomie die Charakteristik des falschen Kosmopolitismus und falschen Materialismus entgegenschleuderte, war sie gerichtet. Was er an ihre Stelle setzte, ein System der produktiven Kräfte, in deren Harmonie das Wohl des Volkes beruht, das bedeutet nichts anderes als die Erkenntnis, daß die Wirtschaft ein unlösbares Glied der Gesamtkultur des Volkes sei. Und da die Existenz eines Volkes sich nur als geschichtlicher Verlauf auffassen läßt, zog er auch alsbald den richtigen Schluß unter Hinweis auf Savignys Vorgang in der Rechtswissenschaft, und suchte in der stufenweise erfolgenden Entwicklung das Wesen der Volkswirtschaft.

Ein Jahrzehnt später gab Knies der Nationalökonomie ihre Methodenlehre. Er untersuchte die im Wirtschaftsleben wirkenden Kräfte, bestimmte die Tragweite ihrer Begriffe und Schlußfolgerungen und setzte die Grenzen fest, binnen deren sie gelten. Es ist bezeichnend, daß er, der strengste Begriffskritiker dieser Wissenschaft, neuerdings den Titel seines

Buches umgeändert hat aus „Nationalökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode“ in „Nationalökonomie vom geschichtlichen Standpunkt“. Es sollte jeder Zweifel ausgeschlossen werden, daß die Volkswirtschaftslehre nicht etwa eine Methode entlehnt, sondern sich selber als ein Teil der historischen Wissenschaft bekennt.

Seitdem ist die Wirtschaftsgeschichte überraschend schnell emporgeblüht; sie hat neben unserer eigenen Vergangenheit auch die aller fremden Kulturvölker sowie die Anfänge wirtschaftlichen Lebens bei den sogenannten Naturvölkern erforscht. Auch Dietrich Schäfer stellt ihr etwas gönnerhaft „die selbständige, auch äußerlich anerkannte Stellung“ in Aussicht, „wenn sie noch mehr als bisher leistet“. Wenn er ihren Vertretern aber jugendliche Übertreibungen zu gute halten will, wonach sie manchmal der Ansicht gewesen sind, Weltgeschichte müsse vom wirtschaftlichen Standpunkt aus geschrieben werden, so hat er sie von einem nie begangenen Vergehen absolviert. So viel mir bewußt, wird die Abhängigkeit der wirtschaftlichen Zustände von den übrigen Kulturfaktoren: Staat, Kirche, Rechts- und Religionsleben viel mehr betont als der umgekehrte Einfluß. Man braucht nur einmal in die litterarischen Kontroversen der heutigen Nationalökonomie geblickt zu haben, um zu wissen, daß eben diese Abhängigkeit den Historikern von ihren dogmatischen Gegnern zum Vorwurf gemacht wird. Weil wir die Wirtschaft als einen Bestandteil des historischen Kulturlebens betrachten, der mit allen übrigen organisch verbunden ist, weil wir auch in der Gegenwart eine Phase erblicken, die nur als Glied einer Reihe früherer verständlich wird, deshalb ist uns die Wirtschaftsgeschichte zugleich ein integrierender Bestandteil

der allgemeinen Kulturgeschichte und die Grundlegung der Volkswirtschaftslehre.

Es ward schon betont, daß diese Umgestaltung der Nationalökonomie im engsten Zusammenhang steht mit derjenigen der Rechtswissenschaft. Hier war das großartigste Beispiel gegeben, das wir wohl überhaupt aus diesem Entwicklungsprozeß des deutschen Geistes hervorheben können; denn eine Wissenschaft, deren festes Gefüge gegen jeden Sturm gefeit schien, war mit einem Angriff revolutioniert und zugleich neu gebaut worden.

Historische Kenntnisse, Freude an historischer Arbeit mangelten auch den Juristen des vorigen Jahrhunderts nicht; aber was sie suchten, waren teils Altertümer, d. h. im damals üblichen Sinne nicht viel mehr als Kuriositäten, teils Materialien für praktische Auslegung. Indem Savigny das Recht als einen Ausdruck des nationalen Geistes erkannte, der mit diesem wächst und verkümmert, als ein Stück Völkerlebens, das nicht willkürlich aus dem Zusammenhange der übrigen Kultur losgelöst werden kann und sich nicht nach logischen und psychologischen Kategorieen modeln läßt, hat er es aus seiner Isolierung, in der es zum dialektischen Spiel geworden war, befreit. Die Erfassung seines Kulturzusammenhanges war auch hier gleichbedeutend mit der Aufnahme der kulturgeschichtlichen Methode, weil eben das Leben eines Volkes nur als Zeitfolge vor unsern Augen liegt.

Wenn seither unter den Förderern, zumal der deutschen Rechtsgeschichte wohl auch manche prinzipielle Unterschiede erörtert worden sind — andrenfalls würde die Wissenschaft ja veröden — so hat es sich doch niemals mehr um jene Grundauffassung, sondern nur noch um die Frage handeln

können, ob unseren Vorfahren ein etwas höherer oder geringerer Grad systematischen Denkens beigewohnt hat.

Der bedeutendste Erfolg der von Savigny ausgehenden Anregung war aber, daß ein ihm ebenbürtiger Genius die erste nahezu vollständige Kulturgeschichte unsres deutschen Volkes auf seiner frühesten Entwicklungsstufe, die im Keime schon das Wachstum des Baumes erkennen läßt, der Nation als köstlichsten Besitz gab.

Die Germanistik hat bei ihrem Entstehen Vertreter aller benachbarten Wissenschaften zur Mitarbeit versammelt. Das wurde ihr nur möglich, weil sie sich nicht sowohl als Teilwissenschaft, sondern vielmehr als in sich vollständigen Abschnitt der allgemeinen Kulturgeschichte erkannte. Jakob Grimm hat es immer ausdrücklich betont, daß es sein Ziel sei, das gesamte Kulturleben des Volkes in den Zeiten, wo individuelle Thätigkeit sich noch nicht unterscheiden läßt, darzustellen. In der Sprache, der Religion, dem Rechte, den einfachsten Formen der Litteratur, Sage und Märchen, sah er den Kreis der Äußerungen des Volksgeistes beschlossen [1]). Von der Grammatik bis zu den Hausmärchen gilt sein Schaffen einem einzigen großen Werk. Das Wörterbuch selber sollte nicht ein Hülfsmittel grammatischer Forschung, noch weniger ein Kanon der gebildeten Diktion sein, sondern der Sprachschatz des deutschen Volkes in dem Sinne, daß in ihm die Sprache, das Organ des Geistes, durch das er sich vor allem kund thut, erscheine als das Resultat der gesamten Jahrtausende währenden Kulturarbeit der Nation.

So hat sich uns als übereinstimmendes Resultat ergeben:

---

[1]) Völlig außer Acht gelassen, hat er in den Rechtsaltertümern doch auch die primitiven Wirtschaftsformen nicht.

die Geisteswissenschaften sind mit und durch die klassische Periode unserer Bildung in das Stadium der kulturgeschichtlichen Auffassung getreten. Ihre originelle Ausbildung verdanken sie durchweg der richtigen Einsicht, daß sie nicht logisch gegliederte Systeme sind, sondern im Lauf der Jahrhunderte allmählich entstandene Organismen, die sich nur durch Erkenntnis ihres Werdens begreifen lassen, daß jede einzelne von ihnen nur ein Teil ist, daß sie im beständigen Hinblick auf die andern Teile arbeiten müssen, und daß ein Ganzes, für das man doch wohl kaum eine bessere Bezeichnung als „Geschichte der menschlichen Kultur" finden kann, sie alle umfaßt. Das Ganze ist auch hier früher als die Teile. Seine Idee bedingt erst die Existenz jener.

Frühere Zeiten haben eine Polyhistorie gekannt; das bedeutete: ein und derselbe Gelehrte verstand es, in vielen Wissenschaften zugleich einseitig zu sein. Damals handelte es sich um ein mechanisches Gemenge, nicht um eine organische Verbindung. Eine solche, besser als die Metaphysik es hatte thun können, hergestellt und eben dadurch den Kreis fruchtbarer Einzelwissenschaften vermehrt zu haben, ist der Ruhm der Kulturgeschichte. Auch vom Betriebe der Wissenschaften gilt der Satz der Nationalökonomie, daß jeder Arbeitsteilung die Arbeitsvereinigung voraufgehen muß, und daß sie in demselben Maße sich verfeinert, wie jene enger wird.

Wer denkt hier nicht an das Beispiel der Naturwissenschaften? Zwischen ihren Zweigen sind die trennenden Unterschiede viel schärfer als zwischen denen der Geisteswissenschaft. Ohne Übergang nebeneinander stehen die anorganische und die organische Welt. Und dennoch haben sie nie gezweifelt, daß sie eine Einheit bilden, daß ein einziger großer Kausalnexus

durch die ganze Natur gehe; niemals haben ihre großen Forscher geglaubt, eine Erscheinung gesetzmäßig ergründet zu haben, ehe sie sie nicht quantitativ genau bestimmt auf mechanische Vorgänge zurückgeführt hatten. Diese Überzeugung ausgebildet zu haben, — mag sie gleich teilweise sich erst in der Gegenwart Bahn gebrochen haben —, ist das große Verdienst der philosophischen Bewegung des 17. Jahrhunderts. Die gleiche Erkenntnis für die Geisteswissenschaften erreicht zu haben, ist das Resultat der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Wissenschaft vom menschlichen Geiste ist nur eine. Fassen wir sie nach ihren gleichbleibenden Grundlagen auf, so nennen wir sie Philosophie, suchen wir die Wandlung und Entwicklung ihres Gegenstandes zu erkennen, so heißt sie Kulturgeschichte. Tertium non datur.

Noch bleibt die Frage offen: beruht diese Einheit der einzelnen Geisteswissenschaften nicht nur in der Idee? Ist sie nicht vielleicht nur immanent, und bleibt, wenn dieses Ganze in seine Teile vollständig aufgeht, kein Raum mehr für eine selbständige konkrete Gestaltung der Kulturgeschichte? Der Hinweis auf eine Reihe bereits charakterisierter Werke könnte zwar genügen, um die Thatsache ihrer Existenz zu beweisen, aber er enthebt uns doch nicht der Pflicht der prinzipiellen Begründung.

Eine bloße encyklopädische Zusammenfassung der Resultate, die auf den einzelnen Gebieten errungen worden sind, kann unmöglich hinreichen. Wenn eine selbständige Kulturgeschichte bestehen soll, so muß sie auch einen Gegenstand besitzen, der zugleich ihr allein angehört und in dem sich die Thätigkeit aller einzelnen Geisteswissenschaften vereinigt. Dieser

Gegenstand wird die allgemeine Kultur einer Epoche genannt werden. Sie ist noch etwas anderes als die Gesamtsumme aller wirtschaftlichen Leistungen, Rechtsbildungen, religiösen Meinungen, wissenschaftlichen Entdeckungen und künstlerischen Gestaltungen, sie besteht in nicht mehr und nicht weniger als in den gemeinsamen, unter sich wieder zwiespältigen und ringenden Richtungen des Geisteslebens. Kulturgeschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte. Aber nicht bloß die Idee, wie sie im schöpferischen Geiste in die Erscheinung tritt, sondern auch die Art, wie sie sich langsam vorbereitet, die Weise, wie sie sich ausbreitet, die Bedingungen, unter denen dies geschieht, die Einschränkungen und Erweiterungen, die sie erfährt, die Umgestaltung der wirklichen Welt, die sie verursacht — das alles zu entwickeln, ist Aufgabe der Kulturgeschichte. Darum wählt sie auch gern die Methode der Analyse: sie führt Ereignisse auf Kräfte, Kräfte auf Ideen zurück.

Vielleicht wird die Zukunft Rankes Geschichtschreibung als das Zwischenglied erfassen zwischen politischer und Kulturhistorie, wie wir Dante zwischen Mittelalter und Neuzeit stellen. Die Ereignisse des Staatslebens stehen ihm allerdings noch in erster Linie, aber sie sind immer als Ausdruck von Ideen aufgefaßt; und um diese handelt es sich eigentlich bei ihm. So hat er in den Päpsten und in der französischen Geschichte je eine Idee, hier die der centralisierenden Kirche, dort die des centralisierenden Königtums in die Mitte gestellt und ihr Ringen mit anderen Ideen verfolgt.

Daher rührt die äußere Form seiner Werke: Langsam schwellen sie an; das schärfste Auge könnte nicht den Punkt entdecken, wo die Darstellung beginnt und die Einleitung aufhört. Dann rauscht seine majestätische Erzählung an uns

vorüber, um sich allmählich wieder zu zerfasern und langsam, wie sie begonnen, auch auszuklingen. Darum sind bei ihm die volkswirtschaftlichen wie die litterargeschichtlichen Kapitel — ich erinnere nur an Colberts Verwaltung, an die Künste unter Sixtus V., die Litteratur unter Ludwig XIV. —, immer in Beziehung zu der herrschenden Idee gesetzt, und nur soviel wird hierbei gegeben, als zur Erläuterung dieser innewohnenden Kraft nötig ist. Darum vor allem sind die Charakteristiken die Brennpunkte seiner Darstellung: die Persönlichkeit wird als Schöpferin oder Trägerin der Idee erfaßt; die individuellen Züge dienen nur zur plastischen Rundung des Gemäldes.

Eben deshalb wird man ein bloßes Zustandsbild, mag es auch mit der vollendeten Anschaulichkeit und dem feinen Takte ausgeführt sein, wie das, welches Macaulay von dem England der Restaurationszeit gegeben hat, nicht eigentlich Kulturgeschichte nennen können. Macaulay dient das seine nur als Hintergrund zu dem unübertrefflichen Intriguenstück der glorreichen Revolution. In einen organischen Zusammenhang mit den Ereignissen ist es nirgends gebracht.

Die Aufgabe freilich lag nicht auf Rankes Wege, eine Zeit daraufhin zu untersuchen, wie sich in ihr die Stellung des menschlichen Geistes zu seinen intellektuellen Aufgaben geändert hat. Denn selbst in der deutschen Geschichte, so tief er auch das Wesen der Reformation aufgefaßt hat, liegt doch das Hauptgewicht der Darstellung nicht auf der Umwandlung der deutschen Gesamtkultur, sondern auf dem Ringen entgegengesetzter Tendenzen: Weltmonarchie und Territorialstaat, kirchlicher Einheit und Reformationsidee, die sich untereinander in verschiedenartigen Kombinationen verbünden oder

befehden. In seiner Weltgeschichte, dem einzigen schon durch die Absicht bedeutenden Versuch, die Reihenfolge und Verknüpfung der weltbewegenden Ideen darzustellen, war kein Raum für Untersuchungen dieser Art. Die größten Aufgaben der Kulturgeschichte sind von Ranke nur gestreift worden [1]).

Für ihre Behandlung ist Jakob Burckhardt unser Muster. Zumal in seiner „Kultur der Renaissance" hat er keine beachtenswerte Nuance in irgend einem Gebiete des Empfindens, Denkens, Handelns übersehen. Hier ist nicht Litteratur-, Kunst-, Religions-, Wissenschafts-, Staatsgeschichte der Zeit gegeben, wohl aber der gemeinsame Punkt in dem sie alle zusammen kommen, von dem sie alle ausgehen: der Mensch, die Gesellschaft. So entwickelt sich vor unsern Augen jene „moderne" Kultur, die wir im wesentlichen noch unser eigen nennen, nach ihrem notwendigen Zusammenhange, nach ihren Hilfsmitteln, Wegen und Zielen, und überall werden wir auf den grundlegenden Gedanken hingeführt, der nicht eine spekulative Idee, sondern das Resultat der vielseitigsten Beobachtung ist: daß die Triebkraft dieser Kultur im Gegensatze zur mittelalterlichen der Individualismus ist, die Ausbildung des Einzelmenschen, der sich zum Selbstzweck geworden ist, und der nach vorhergehender theoretischer Ergründung sich die Zwecke seines Handelns setzt.

---

[1]) Wo er dies that, hat er allerdings auch immer das Höchste gegeben. Seine Darstellung, wie die epischen Stoffe, in denen sich die Kultur des Rittertums am deutlichsten abspiegelte, zur populären Unterhaltung geworden von den frei schaffenden Künstlern der Renaissance aufgenommen und umgebildet werden, kann als typisch gelten. Mit ihr hat sich der Forscher, den man gern als den politischen Historiker κατ' ἐξοχὴν bezeichnete, in die Berliner Akademie eingeführt. War sie wirklich in seinem Sinne nur ein πάρεργον?

Einen „Versuch“ hat der Meister bescheiden sein Werk genannt. In der That: für alle andern Formen der Geschichtschreibung fand er Beispiele und Muster; er machte den Versuch einer völlig neuen Betrachtung der Vergangenheit. Allerdings ist hier nur das Notwendigste gegeben: der Typus der modernen Kultur in seiner ersten, ausgebildeten Gestalt, wie er wirksam für das übrige Europa geworden ist. Über seine Genesis aber erhalten wir nur Andeutungen, und nicht ganz ist die Vermutung zu unterdrücken, daß sich, sobald diese zur Hauptsache gemacht wird, die Abrechnung mit dem mittelalterlichen Geistesleben in manchem Punkte anders stellen wird.

Mit jener Formulierung der Aufgabe der Kulturgeschichte, Ideengeschichte zu sein, ist auch eine Lösung angebahnt für das Problem: worin haben wir den Fortschritt in der Geschichte zu sehen? wo haben wir den Wertmesser zu suchen für die historische Bedeutung der einzelnen Epochen? In Dietrich Schäfers Schrift ist es unstreitig der gelungenste Abschnitt, in dem er diese Frage mit der Kraft einer energischen Natur behandelt. Er bringt es dabei sogar zu einer bedingten Anerkennung Thomas Buckles, bei der man sich nur fragen muß: Wenn der einseitige englische Kulturhistoriker seine Billigung finden konnte, wie darf er sie dann den vielseitigen Deutschen versagen? Seine Darstellung gipfelt in den Sätzen: „Wenn philosophisches Denken geschichtlicher Arbeit das Gebiet der freien, menschlichen Handlungen zuweist, so kann ein Fortschritt in diesen Handlungen nur zu suchen sein in ihrer sich hebenden Sittlichkeit. Die sittlichen Kräfte sind es, die in der Geschichte regieren. In dem Fortschritte der ethischen Anschauungen liegt daher der Kern des geschichtlichen Fortschrittes überhaupt.“

Wir können diese Sätze zugeben. Eine Wahrheit enthalten sie jedenfalls, wenn auch in zu apodiktischer Form. Nur die Folgerung, daß deshalb die politische Geschichte besonders bevorzugt sei, muß entschieden zurückgewiesen werden. Schon der Satz ist falsch: „Nirgends tritt der Stand der allgemeinen Volksmoral so deutlich hervor, wie in dem Grade der allgemeinen Hingebung an die Gesamtheit, an das staatliche, das politische Band." Schäfer selber hat vorher zugestehen müssen: „Zu Zeiten besteht auch eine Hingebung des einzelnen in gleicher, ja in höherer Weise an den Glauben und an die Kirche."

Wenn er weiter schließen will: Staat und Volkstum nehmen die oberste Stelle ein im sittlichen Leben der Menschheit, so könnte man höchstens sagen: sie sollten es. Die Geschichte zeigt uns aber mindestens ebenso oft, daß der Staat seinen sittlichen Aufgaben nicht gerecht wurde, wie daß er es wurde. Nur weil und insofern er sittliche Ideen in sich verkörpert, ist er der Hingebung würdig. Im Übrigen wägt ein jeder ab, was der Staat ihm und was er dem Staate leistet. Die größten sittlichen Fortschritte der Menschheit sind nicht im Staat, sondern gegen ihn gemacht worden; sie führen sich immer darauf zurück, daß sich das individuelle Sittlichkeitsbewußtsein aufgelehnt hat gegen eine Staatsordnung, die unsittlich geworden war. Und diese Auflehnung selber war dann sittliche Pflicht.

Freilich: Dietrich Schäfer citiert Schillers Wort, daß im Vaterlande die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen, und vergißt daß sie in einem Stück stehen, das der Verherrlichung der Selbsthilfe gegen den Zwangsstaat geweiht ist. Er findet, daß der ewige, unvergängliche Bildungswert griechischer und

römischer Geschichte darin liegt, daß in ihren glänzendsten Epochen Bürgertugend unübertrefflich strahlt. Jawohl, wenn man Plutarch zu Grunde legt und Quellenkritik nach Maßgabe seiner Schrift „über die Bosheit Herodots" treibt! Gerade auf dem Höhepunkt der antiken Kultur hat einen Sophokles, Euripides und Sokrates — denn von den Sophisten wollen wir absehen — kein Problem so angelegentlich beschäftigt, als das Recht des Individuums gegen die Gesamtheit und ihr Gesetz.

Wie wenig der Patriotismus, die Hingebung an Staat und Volk, zum Gradmesser des geschichtlichen Wertes brauchbar ist, zeigt weiterhin der Umstand, daß er bei rohen oder doch wenigstens höchst einfachen Völkern ganz besonders mächtig ausgebildet ist. Er bietet alsdann freilich eine Gewähr für die Kraft des Volkes, keineswegs aber für seine Stellung in der Weltgeschichte. Die Hingebung wird erst dann ein Verdienst, wenn der Mensch aufhört sich bloß als Herdentier zu fühlen, wenn sie für eine Idee erfolgt.

Da ist es aber auch klar: jede Hingebung an ein Ideal, möge dasselbe sich auch als irrtümlich erweisen, enthält einen Keim des Sittlichen. Dies anzuerkennen ist eigentlich das Wesen aller Herzensbildung, wie das Anerkennen des Wahren selbst in seiner unvollkommenen Gestalt das Zeichen der Geistesbildung ist. Deshalb giebt die Ideengeschichte uns allein einen unverfälschten sittlichen Maßstab in die Hand. Der Wert der Ideale, die sie uns vorführt, wird nur nach der Kraft und der Dauer der Hingebung gemessen werden können, die ihnen geweiht wird. Die Kulturgeschichte zeigt das Ringen der Ideen, um sich Geltung zu verschaffen; sie kann keinen anderen Maßstab anlegen als den, der ihr durch

den Erfolg gegeben ist. Sie kann nicht anders urteilen als in der Weise Gamaliels. Ihr wie der Philosophie bleibt als unverrückbarer Grundsatz bestehen: daß das wahrhaft Seiende auch das Gute ist.

Wohl bleibt die Existenz der rohen, ideenlosen Gewalt daneben bestehen; wirkliche Macht hat sie über die Ideen nie gewinnen können, weil sie ihr Gebiet gar nicht berührt. Es ist nicht Zufall, daß dieser Gedanke seine denkbar größte und herrlichste Ausführung gefunden hat in der letzten vollgiltigen Schrift der antiken Weltanschauung, die erliegend noch einmal sich in ihrer ganzen Größe erhebt und den reinsten idealen Sieg erringt, in der von den Philologen so arg verkannten consolatio philosophiae des Boethius.

Allem Wissen liegt ein Moment des Glaubens zu grunde. Den Glauben unseres kulturhistorischen Wissens hat Usener in einer Schrift, die lange maßgebend bleiben wird für die Methode der religionsgeschichtlichen Forschung, dahin ausgesprochen, daß keine Äußerung geistigen Lebens untergehen könne, ohne eine Spur zu hinterlassen. Darauf ruht unsre Überzeugung, daß die Weltgeschichte, die Verkettung der Ideen, lückenlos und erkennbar sei.

Eine solche Betrachtungsweise giebt auch den einzig möglichen Anhaltepunkt zur Beurteilung der historischen Persönlichkeiten. Gewiß! Eine Geschichtschreibung, die nicht von sittlichem Ernste getragen wird, die nicht erfüllt ist von der Überzeugung, daß ein Gutes und Schlechtes existiere, ist hohl — auch der große David Hume war nur als Philosoph und nicht als Historiker Skeptiker —; aber am Einzelleben zu bestimmen, was gut und was böse, steht dem Geschichtschreiber nicht zu. Wir können Ideen nach ihrem Wert

und ihrer Wichtigkeit würdigen, wir können das Bedeutende und das Schwache, den Irrtum und die Wahrheit unterscheiden, aber einzudringen in das Innerste des Menschen- oder Volkscharakters und zu sagen, was in ihm gut und was böse ist, das vermögen wir nicht. Kann es doch nicht einmal der dramatische Dichter gegenüber den Gestalten, die er geschaffen.

Hoffentlich macht unsre Geschichtschreibung niemals wieder auf die Dauer den Rückschritt hinter Rankes psychologisch-kulturhistorische Beurteilungsweise. Besser daß einmal ein Lump der Brandmarkung entgeht, als daß man wieder im Bewußtsein der eigenen Sittlichkeit überall derb zugreift wie Schlosser oder mit professoralem Stirnrunzeln Edikte erläßt, wie Gervinus. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber das Katheder ist nicht sein Richterstuhl.

Überhaupt reicht die ethische Betrachtungsweise zur Beurteilung einer Epoche und des Fortschrittes der Zeiten nicht aus. Es kommt nicht bloß an auf die Macht, welche die einzelne Idee über die Gemüter äußern kann, sondern ebenso sehr auf die Fülle und Mannigfaltigkeit der Ideen, die nebeneinander bestehen können. Dies macht den Reichtum einer Zeitbildung aus. Unzweifelhaft kann eine Überfülle dieser Art bei einem ganzen Volke ebenso wie bei dem einzelnen Menschen schädlich sein für die Spannkraft des Willens, die Fähigkeit rücksichtsloser Hingebung. Von der Blütezeit Athens, von der italienischen Renaissance, teilweise selbst von der Zeit der deutschen Klassicität gilt dies Urteil. Aber einmal ist zur Erzeugung jenes Reichtums selber eine ungeheure Anstrengung begeisterter Willenskraft nötig gewesen, und jene Erschlaffung tritt mehr bei dem jüngeren

Geschlecht ein, das an solche Vielseitigkeit gewöhnt ist, ohne sie selber erarbeitet zu haben.

„Wo ist einer der sich quälet
Mit der Last, die wir getragen" —

so durfte der alte Göthe sagen.

Weiterhin sind die ethischen Mängel solcher Zeiten für die spätere Wirksamkeit ihrer Errungenschaften meist gar kein Hindernis. Und wenn es wahr ist, daß Athen im Perikleischen Zeitalter seine Lebenskraft in einem prächtigen Feuerwerk der Künste vergeudet hat, haben wir, die wir an den verstreuten Funken noch immer die Fackel unseres Geistes anzünden, Ursache darüber zu schelten? Auch die Harmonie der Geisteskräfte ist ein Gut, und kein anderer als der ethische Rigorist unter unsern Dichtern und Historikern, Schiller, hat sie sogar als das höchste Gut gepriesen.

Wenn wir demnach jetzt den Wert der einzelnen Völker und Geschichtsperioden nach dem Reichtum und der Stärke der Ideen messen, die sie zur Menschheits-Entwicklung beigetragen, dann erscheint freilich noch viel enger als der einseitig-ethische Standpunkt der einseitig-intellektuelle, wie er von Buckle vertreten wird, der den Fortschritt der Menschheit und im Grunde auch den Wert der geschichtlichen Epochen nur in der Vermehrung der wissenschaftlichen Kenntnisse sieht.

Seltsam genug fordert Buckle in seiner berühmten Einleitung vom Historiker zuerst die Kenntnis aller Zweige des Kulturlebens, um dann Schritt für Schritt einen nach dem andern für überflüssig zu erklären: Die Naturbedingungen herrschen ihm zufolge nur, wo sich der Mensch blind ihnen unterordnen muß; in unsern Zonen lassen sie ihn frei — also ist die Geographie überflüssig. Die Religion ist am

reinsten in den ungebildeten Zeiten, denen sie ihren Ursprung verdankt, und hat außerdem kaum eine Zunahme menschlicher Tugend veranlaßt — also hat sie mit dem Fortschritt des Menschengeschlechtes nichts zu thun. Die Litteratur und die Künste haben in frühen Zeiten geblüht, um dann zu verfallen — sie haben also auch die Menschheit nicht vorwärts gebracht. So bleibt nichts übrig als die materielle und die intellektuelle Ansammlung von Reichtümern. Die Gesetze des Wirtschaftslebens haben nun Adam Smith und seine Nachfolger bereits entdeckt; sie sind nach Buckles ausdrücklicher Meinung so fix und fertig wie die Sätze der syllogistischen Logik, nachdem diese einmal von Aristoteles gefunden waren — er ahnte nicht, welche Ironie in diesem Gleichnis schlummerte —; die psychologischen Gesetze hat Quetelet entdeckt, für Thomas Buckle bleiben also die der intellektuellen Entwicklung übrig.

Dem Statistiker Quetelet war es freilich zu verzeihen gewesen, wenn er, erstaunt über die von ihm gefundene Konstanz von Massenerscheinungen, die man bisher für regellos gehalten hatte, damit auch Gesetze entdeckt zu haben glaubte; Buckle aber, der so gern auf D. Hume zurückgriff, hätte schon wissen können, daß durch die regelmäßige Wiederkehr einer Erscheinung nur eine Thatsache, aber keine ursächliche Verbindung festgestellt wird[1]).

Buckles Verdienst besteht darin, die Umstände im ganzen richtig charakterisiert zu haben, durch welche die produktive Thätigkeit der Wissenschaften entweder gehemmt oder gefördert wird; über diese ihre äußeren Lebensbedingungen zur Auf-

[1]) Seltsamerweise hat dieses Sophisma die deutschen Gegner Buckles am meisten beschäftigt.

weisung ihrer inneren Lebensprinzipien ist er nur stellenweise hinausgelangt, und die Art Induktion, wie er sie übt, verführt ihn auch hier fortwährend zu falschen Generalisationen und Abstraktionen. Auf der naivsten derselben, dem Schlusse, daß Englands Civilisationsgeschichte die eigentlich musterhafte sei und deshalb mit ihrer Ergründung das reine historische Gesetz gefunden werde, das in anderen Kulturen nur getrübt und mit fremden Stoffen versetzt erscheint, beruht das ganze Werk. In einer der bedenklichsten: der geistreichen Spielerei mit dem Gegensatze des englischen und schottischen Denkens, bei der uns Adam Smith als deduktiver und Locke als induktiver Kopf vorgestellt wird, gipfelt es. Durch ähnliche nimmt es überall seinen Fortgang. Dieser Historiker der Manchesterschule denkt sich den Zusammenhang der Welt so entsetzlich einfach; es bedarf nur eines gesunden Menschenverstandes, um ihn zu durchschauen. Was sein Werk als Brandgeschoß zu Gunsten der Kulturgeschichte gewirkt hat, ist nicht niedrig zu schätzen, aber der dauernde Gewinn ist doch nur gering. Unter allen Verdiensten W. Diltheys ist wohl das bedeutendste, dieser falschen Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden, die von Comte, Buckle und Spencer wenigstens mit Geist, von ihren deutschen Nachahmern aber mit erdenklichster Plattheit gehandhabt worden sind, ein Ende gemacht zu haben.

Was Buckles grundlegende Vorstellung anbetrifft, so haben wir bereits gesehen, daß die wissenschaftlichen Ideen in untrennbarem Zusammenhang mit dem übrigen Kulturleben stehen. Auch ist es nicht richtig, die Wissenschaft als einen Kapitalfonds zu betrachten, der sich nicht aufbrauchen, sondern nur vermehren läßt. Gerade auf diesem Gebiete

gilt es, daß niemals eine Generation im Besitze ruhen darf, wenn sie ihn nicht ganz verlieren will; selbst in der Neuzeit zeigt es sich, daß oft genug bereits erreichte Resultate vergessen, richtige Wege verlassen worden sind, um später mühsam von neuem gefunden zu werden. Mit der Entwicklung der Wissenschaften ist es also in diesem Punkte nicht anders bestellt als mit der der Künste und der Religion. Sie alle bewegen sich in Wellenlinien vorwärts.

Denn auch bei jenen existiert ein Fortschreiten, soweit sie auf Erkenntnis beruhen, die sich erweitert und läutert. Was wir Verfall und Verdunkelung nennen, besteht in ihnen oft nur darauf, daß andre Ideenverbindungen neben der ursprünglichen Idee sich geltend machen und mit ihr kein rechtes Verhältnis gewinnen können, daß sie von jenen überwuchert, aber nicht erstickt wird.

Dann ist es freilich der größte Fortschritt: zurückzugehen zur ursprünglichen Gestalt der Idee; aber auf die Dauer führt dieses Unternehmen nur zur richtigeren Sonderung der Ideenkreise, nicht zur absoluten Aufhebung des einen. Wie man anders der Religionsgeschichte einen Sinn abgewinnen will, man müßte denn selber auf einem konfessionellen Standpunkt verharren wollen, ist schwer einzusehen.

Ein großer Unterschied zwischen der Entwicklung der Wissenschaften und derjenigen der andern Kultursysteme bleibt allerdings übrig: bei der Förderung der Wissenschaft sind die psychologischen Faktoren zwar nicht bedeutungslos aber auch nicht sehr wichtig. Geschichte der Wissenschaften ist: Entwicklung des menschlichen Verstandes. Ich möchte sie deshalb die historische Logik nennen. Das Herrschaftsgebiet der religiösen und künstlerischen Ideen ist vorzüglich das

Gemüts- und Phantasieleben; man könnte ihre Geschichte als die historische Psychologie bezeichnen, wie die des Rechtes als die historische Ethik. Das Wirtschaftsleben an und für sich ist ideenlos; es ist nur der Rohstoff, in dessen Gestaltung sich die andern Ideen bethätigen.

Nun haben auch die psychologischen und ethischen Kräfte ihre gesetzmäßige Entwicklung, nur daß sie viel verwickelter ist als die des Verstandes. Das liegt inbegriffen in der Aufgabe der Kulturgeschichte: so weit sie es vermag zu erklären, wie der Wechsel des Gemütslebens in ganzen Generationen zustande kommt und sich äußert, wie das Bewußtsein von dem, was sein soll, was Rechtens ist, nach Zeiten und Völkern sich anders gestaltet. Gerade auf diesen Gebieten hat sie vielleicht ihr Bestes geleistet. So viele Rückschritte im einzelnen sie hierbei zu konstatieren hat, im ganzen zeigt sie auch hier nicht bloß einen ewig wiederholten Kreislauf, sondern eine Anreihung der Leistungen. Sie löst auch hier den Besitzstand jeder Zeit an Ideen auf in das, was diese den einzelnen Epochen der Vergangenheit verdankt, und das, was sie selber hinzugefügt hat.

So kommt sie zu ihrem letzten, höchsten Maßstab, den sie an die Zeiten anlegt: Sie mißt jedes Geschlecht nach der Gewissenhaftigkeit, mit der es die Errungenschaften der früheren Geschlechter bewahrt, sie sich immer von neuem zu eigen macht, und nach der Thatkraft, mit der es neue Ideen für die Weltkultur zu schaffen weiß. Denn die Weltgeschichte erscheint ihr als die gemeinsame Arbeit des Menschengeschlechtes an seiner Vervollkommnung; und ihre höchste Aufgabe bleibt: nichts verloren gehen zu lassen von dem Gewinn dieser Arbeit.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

3/96

Gothein, Eberhard,

Die Aufgaben der Kulturgeschichte

Leipzig 1889